Preis 3 Mark.

In der Steppe.

Culturbilder aus Rußland

von

M. Bohrmann.

Dresden und Leipzig
E. Pierson's Verlag
1893.

In der Steppe.

In der Steppe.

Culturbilder aus Rußland

von

M. Bohrmann.

Dresden und Leipzig
E. Pierson's Verlag
1893.

Dem Andenken des Herrn

Iwan Nikolajewitsch Szymonowicz

gewidmet.

Wien, Oktober 1892.

Inhalt.

An der Grenze.

Auf einer Reise nach Chotin in Bessarabien, welche ich in Geschäftsangelegenheiten unternommen hatte, traf ich im Coupé erster Klasse noch eine Dame und zwei Herren, welche, wie ich, über Lemberg und Czernowitz fahrend, von dort aus die russische Grenze übersetzen wollten.

Wir bildeten eine heitere Reisegesellschaft, wie eine solche sich für längere Strecken leichter zusammenfindet, denn wir sollten uns erst auf russischem Boden wieder trennen. Namentlich dort, wo die Gegend selbst kein Interesse bietet, gewinnt man rascher Interesse an seinen Mitreisenden, und so geriethen auch wir bald in ein gemüthliches Plaudern, das uns die weit auseinander gelegenen Stationen Galiziens näher aneinander rückte.

Ich war die einzige Oesterreicherin, die beiden Herren waren Gutsbesitzer aus Bessarabien, die Dame die Frau des älteren, sehr weltgewandten, humorvollen

und entzückend liebenswürdigen Herrn, der keine Viertelstunde vorübergehen ließ, ohne einen guten Witz, eine während seines Euraufenthaltes in Marienbad erlebte oder gehörte Anekdote zum Besten zu geben.

„Wie herrlich, Auge und Herz erfreuend doch alles in diesem schönen Oesterreich eingerichtet ist," sagte er zu mir. „Obgleich wir und alle dasselbe fast jährlich einmal durchreisenden Russen diese Einrichtungen immer neu bewundern, ist es uns doch nicht möglich, auch nur annähernd ähnliches bei uns in Rußland zu Stande zu bringen. Betrachte ich diese von Obstbäumen bekränzten Wege und Fahrstraßen, muß ich unwillkürlich jeden Bauer beneiden, dem der Weg so glatt und gefahrlos — wie in einem Parke — bereitet wurde, wo Mensch und Thier vor jeder Unannehmlichkeit geschützt sind und die Gefahr eines halsbrecherischen Sturzes selbst in dunkler Nacht nicht vorhanden ist. Dagegen bei uns — wollen Sie auch nur zwanzig bis fünfundzwanzig Werst zu Wagen machen, müssen Sie unter allen Umständen vier Pferde vorspannen, denn bald geht's einen so steilen Hügel hinauf, den zu befahren hier bei Strafe verboten wäre, bald bleibt man in einem niemals trocken werdenden Morast stecken, so daß es oft stundenlanger, mühsamer Arbeit und Anstrengung bedarf, um Pferde und Wagen wieder frei zu machen. Dabei will ich nicht einmal des erstickenden Staubes gedenken, sowie der sengenden Sonnengluth in der meist end- und schattenlos sich hin-

dehnenden Steppe. Freilich haben wir dort fetten schwarzen Boden, der in seiner üppigen Fruchtbarkeit keiner Pflege, nicht einmal des Düngers bedarf, um den herrlichsten goldglänzenden Weizen hervorzubringen, dessen Glanz wir leicht in reiches wirkliches Gold verwandeln können, das wir gegen Verkauf unserer Ernte aus den fernsten Ländern beziehen, um es dann zum guten Theil wieder nach Oesterreich zu bringen und in den böhmischen Bädern zu verzehren. Denn wir sind buchstäblich alle magenkrank, leben den ganzen Winter ohne eine nennenswerte Beschäftigung, haben keine Sorge als die eines guten üppigen Mahles, durch das allein man die wenigen Gäste, meist benachbarte Gutsbesitzer, auszeichnen kann, die für längere Zeit einkehren und die bald an denselben Folge-Uebeln übermäßigen Tafelgenusses leiden, und im Frühjahr wie wir von dem Arzt nach Karlsbad oder Marienbad geschickt werden."

In derartigen Schilderungen und Gesprächen durchflogen wir mit dem Schnellzuge fast unbemerkt das österreichische Polen, passirten Krakau, Lemberg und bogen bereits gegen die Bukowina ein, ohne die sonst unausbleibliche Reiseermüdung zu verspüren. Aber von nun an nahm die Conversation eine andere Richtung. Wir näherten uns der Grenze, und welche russische Dame die zwei bis drei Monate in unserem Lande zugebracht, könnte ohne eine gewisse Herzbeklemmung an die so peinliche Zollrevision auf derselben denken?

— Und wäre sie auch noch so reich und vornehm gesinnt — alle die Spitzen, Bänder, alle die neckischen Hütchen, die Occasions-Toiletten, Stiefelchen, Handschuhe, die Geschenke, die sie heimzubringen hat, — wie sollte sie Lust verspüren, sie alle zur Verzollung anzumelden und so zu verraten, was man aus mancherlei Gründen so gern verheimlichen möchte. Ist doch der Herr Gemahl und Papa zugegen, dem die vollbrachte Cur gewiß übel anschlagen dürfte, wenn plötzlich und unerwartet alle die kleinen Toilettesünden und Heimlichkeiten seiner Frau und Fräulein Töchter vor ihm bloßgelegt würden! Dazu kommt, daß fast immer die vor der Reise ins Ausland wohlgefüllte Börse gleich dem Körperumfange derart abgenommen hat, wie sie, in letzterer Beziehung verlockend genug, die gemalten Waagen in den Bädern zu zeigen pflegen. Und da soll man für die oft zwecklos gesammelten heimlichen Schätze, welche in den verführerischen Auslagen das Auge geblendet, und die zusammen ohnehin weit mehr Geld gekostet haben, als man je dafür auszugeben dachte, auch noch eine namhafte Summe vorräthig halten, bloß um es diesen nüchternen, für den verlockenen Reiz der kleinen unnützen Nippes gänzlich unempfindlichen Zollbeamten auszufolgen!

Daß ein derartiger Gedankengang die Stirne seiner interessant-schönen Frau plötzlich umwölkte, schien der gesprächige Russe ohne Anstrengung zu errathen, denn wie selbstverständlich frug er:

„Hast wohl viel zu verzollen?“

Ohne die Frage sofort zu beantworten, fuhr die schöne Frau wie aus ihren Gedanken empor und fing an, mit großem Eifer verschiedene Sachen in ihrem Handgepäck zu ordnen, mehrere kleine und einen sehr großen Damenhut, wie sie die heurige Mode hervorgebracht, mit sorgenden Blicken prüfend. Dann erst antwortete sie mit trübem Blick und mit fast wie zum Weinen verzogenem Mündchen:

„Je nachdem. Du weißt ja, wie eigen diese Herren Zollbeamten sind. Wenn ich mich erinnere, wie arg man uns im verflossenen Jahre mitgespielt, denke ich wirklich mit Schrecken an das, was uns diesmal bevorstehen mag!“

„Ja, es war eine ganz specielle Bosheit des Herrn Beamten, die ich uns durch eine unmuthige, ihn übrigens gar nicht persönlich treffende Bemerkung zugezogen hatte,“ ergänzte der Russe, gegen mich gewendet, die Worte seiner Frau, und über sein gutmütiges Gesicht zog gleichfalls ein finsterer Ausdruck, der sich jedoch rasch und wie von einem freudigen Gedanken erhellt, zu auffallender Heiterkeit veränderte.

„Denken Sie nur,“ fuhr er dann, immer zu mir sprechend, fort, „ich mußte für meine und meiner Frau Kleider, die wir in Odessa für die Badereise gekauft und die ganze Zeit in Marienbad getragen hatten, den vollen Zoll wie für neue Kleider bezahlen. Es war, wie gesagt, eine persönliche Bosheit des Beamten,

dem wahrscheinlich meine Nase nicht gefiel und der sich durchaus nicht überzeugen lassen wollte, daß die Kleider bereits getragen seien. So ärgerlich es nun auch war, den so ungerecht abgeforderten bedeutenden Geldbetrag zu entrichten, so war's noch weit schlimmer, daß ich denselben nicht mehr bei mir hatte und wir deshalb drei ganze Tage in dem elenden Grenznest sitzen bleiben mußten, bis mein Verwalter — eine telegraphische Geldanweisung war gleichfalls nicht möglich — persönlich kam, mich und meine Frau auszulösen! Aber" — und dabei drohte er mit erhobenem Zeigefinger in die Luft und seine Miene verklärte sich zu noch größerer innerer Freude — „diesmal soll mir meine Genugthuung werden!"

Die Dame hatte indeß den kleinsten Hut in einem größeren und beide dann in den größten derart geschickt versteckt, daß nur der darum Wissende dieselben dort gesucht haben würde. Schießlich fand in dem Raum des kleinen Hütchens auch noch ein duftiges Negligéhäubchen Platz und unter allgemeinem Lachen setzte dann die kluge Frau alle vier Kopfbedeckungen auf einmal auf, mit schmunzelnder Miene meinend:

„Auch ich hoffe, diesmal meine Rache zu nehmen."

„Brav, mein Kind, so ist's recht!" rief vergnügt lachend der Russe. „Wir sind dem grimmigen Herrn Grenzhüter Revanche schuldig und Schulden müssen bezahlt werden. Ich meinerseits habe mir das ganze Jahr über den Kopf zerbrochen, wie ich mich meiner

Verpflichtung gegen den liebenswürdigen Herrn am besten entledigen könnte und ich glaube, das Richtige gefunden zu haben," meinte er, schelmisch lächelnd und zugleich mit einem zärtlichen Blick einen ziemlich großen Handkoffer umschmeichelnd, der im Gepäcknetz über uns untergebracht war.

Auch der dritte Reisegefährte, der wenig deutsch sprach und bis jetzt nur stumm, aber mit großem Interesse ihren Auseinandersetzungen gefolgt war, fing nun gleichfalls an, in ergötzlich gebrochenem Deutsch über die Plackereien und Willkürlichkeiten loszuziehen, denen der Reisende, auch der Russe selbst, an der russischen Grenze in unnützer, keinem Theile zum Vortheil gereichender Weise ausgesetzt sei.

Schneller als wir es gedacht, war so die russische Grenzstation erreicht. Die Reisepässe wurden uns abgenommen, alles Gepäck in den Revisionssaal gebracht, wo ringsherum die Passagiere mit den Kofferschlüsseln in der Hand und mit möglichst harmloser Miene ihres Geschickes harrten. Aus Neugierde, obgleich ich nichts zu verzollen hatte, stellte auch ich mich dem Beamten gegenüber, den der Russe mit einem einverständlichen Blick mir als den Gegenstand seiner Operation bezeichnete.

Stoffe, Kleidungsstücke, Pferdegeschirr, Porzellan, Pfeifen, Tabatièren, Schmuck — alles wurde da geprüft, geschätzt, gewogen und die Zollgebühr in klingendem Golde abverlangt. Da half kein Sträuben, und

wie viel auch gestritten und in verhaltener Entrüstung debattirt wurde, gezahlt mußte schließlich werden, wenn es auch mit dem grimmigsten Widerwillen geschah.

Jetzt kam mein Russe an die Reihe und zugleich seine Frau, die, mit dem Eiffelthurmhute geschmückt, neben ihm stand. Beide sperrten ihre Reisekoffer auf, ihre alten Kleider und Gebrauchsgegenstände mit Löwenmut vertheidigend, noch ehe der Beamte dazugekommen war, eine bezügliche Bemerkung zu machen.

Da, o unseliger Zufall, fiel beim Niederbeugen zum Koffer der Dame der große Hut vom Kopfe und die kleinen Hütchen sammt dem niedlichen Häubchen folgten ihm nach. Es war ein Moment wahrhaft tragischer Spannung. Zum größten Glück hielt der Beamte den Blick auf den Handkoffer des Russen gerichtet, der noch ungeöffnet vor ihm lag; ich hatte daher Zeit, mit einem raschen Schritt an die Seite der Dame zu treten und wie zufällig und unbemerkt meinen Ueberwurf, den ich auf dem Arme trug, auf ihre Mode-Auslage fallen zu lassen, um dann die niedlichen Dingerchen vorsichtig mit demselben wieder aufzuheben, den großen Hut der Dame zurückzustellen, die andern jedoch in dem Ueberwurf verborgen zu behalten.

Der Russe hatte mit einem Auge den Fall der Hüte erschreckt bemerkt und dann mit sichtlicher Freude meine Rettungsaktion beobachtet. Dadurch war eine Verzögerung in dem Oeffnen seines Koffers eingetreten und der Beamte herrschte ihn nun mit strengem Tone an:

„Bitte endlich aufzumachen!“

Es geschah. Die eine Hälfte des Koffers war mit Wäsche gefüllt, die andere enthielt, zusammengepreßt, nichts als — Handschuhe!

„Nur Handschuhe?“ frug der Beamte erstaunt und wühlte in denselben herum. „Wie viele Paare sind das?“

„Genau zweihundert,“ gab der Russe lakonisch zur Antwort.

„Welchen Preis haben dieselben?“

„Fabrikpreis zweihundert Gulden.“

Der Beamte ging murrend zum Schreibtisch, schlug ein Buch auf, suchte lange in den Rubriken herum und schrieb dann auf einen Zettel: „Zweihundert Paar Handschuhe fünfzig Rubel in Gold.“

„Wie? Fünfzig Rubel in Gold? Das ist ja schrecklich!“ rief anscheinend ganz entsetzt der Russe. „Das sind mir diese Handschuhe gar nicht werth! Da lasse ich sie lieber hier.“

„Nach Belieben,“ meinte der Beamte gleichgültig, „aber Sie dürften wissen, daß ich nur den halben Preis zu ersetzen brauche, und das thue ich auf meine Gefahr. Sehen Sie sich um, vielleicht befindet sich ein Kaufmann hier, der Ihnen die Waare mit einem geringeren Verlust auslöst.“

Aber es befand sich weder ein Kaufmann unter den Passagieren, noch sonst ein Handschuhfreund, der zu dem Kauf Lust gehabt hätte. Auch schien es mir,

daß der Russe mit den Leuten, die er ansprach, ganz andere Dinge verhandelte. Er kehrte dann zu dem Beamten zurück, stritt mit diesem noch einige Zeit, nahm aber die kurz vor Abgang des Zuges von dem Herrn Zollrevisor ausbezahlten hundert Gulden und trug dann selbst seinen von der Last der Handschuhe befreiten Koffer ins Coupé des russischen Zuges.

Die Lokomotive zog an, die Grenze verschwand immer weiter hinter uns, und als nun auch die Billette revidirt waren, brach der Russe in ein schallendes Gelächter aus.

„Ich bitte Dich," frug seine Frau erstaunt und unwillkürlich mit lachend, „was ist Dir denn so Freudiges begegnet, und zu was hast Du denn so viele Handschuhe eingekauft?"

Aber es dauerte lange, bis der Russe aus seinem Lachen zu Worte kommen konnte. Alle mußten mit lachen, so ansteckend kam dasselbe aus dem innersten Herzen und dem Gefühl glücklichster Befriedigung. Es liefen ihm buchstäblich die Thränen über die Wangen.

„Es ist gelungen, ach, nun ist mir wohl!" rief er endlich, tief und erleichtert aufathmend, aus. „Nun aber dürfen wir nicht versäumen, bei der nächsten Station den Zug zu verlassen. Wir bleiben einige Tage bei einem Freund in der Nähe, dem ich unsern Besuch ohnehin längst versprochen habe. Der Herr Zollbeamte wird darauf kommen, daß er diesmal der Gefoppte war, einige Rubel Verlust und eine tüchtige

Nase von seiner Oberbehörde werden ihm nicht ausbleiben. Das ist's, was ich wollte. Er aber wird durch einige Zeit versuchen, mich zu eruiren, und dem will ich ausweichen. Erführe er, wer ihm den Streich gespielt, so könnte mir der Spaß noch theuer zu stehen kommen."

„Was aber ist's mit den Handschuhen?" frug die Frau in wirklich brennender Neugier. Der Russe sah sich um, unser früherer Begleiter war in ein anderes Coupé gestiegen, ich befand mich mit dem Paare allein, und so fing denn der Russe, von Neuem lachend, an:

„Höre denn — und Sie auch, meine Gnädige, die Sie den Hütchen meiner Frau eine so liebenswürdige Retterin waren — hören Sie die Geschichte meiner Handschuhe. Ich erzählte schon, wie ich das ganze Jahr darüber nachgedacht, auf welche Weise ich mir eine Genugthuung für das mir voriges Jahr zugefügte Unrecht verschaffen könnte. Endlich hatte ich's gefunden. Ich setzte mich mit einem Kaufmann aus Odessa ins Einvernehmen und wir kauften in Wien zusammen vierhundert Paar Handschuhe, die ich paarweise derart verpacken ließ, daß sich in meinem Koffer vierhundert Stück für die linke Hand befanden, während mein Complice die vierhundert Stück für die rechte Hand bei sich behielt. Er fährt über eine andere Grenzstation, gibt dort beim Verzollen die Sache selbst an als einen Irrthum oder auch einen verübten Betrug des Handschuhfabrikanten, und erhält wahrschein-

lich die nun werthlose Waare zollfrei zurück. Was der Staat etwa bei dem Spaß verliert, habe ich durch den hohen Zoll für meine getragenen Kleider längst berichtet. Mein Freund trifft mich dann nächster Tage in meinem Versteck, fährt nach unserem Grenzzollamt und wird trachten, die dort befindlichen Zwillinge vorsichtig zu möglichst billigem Preis an sich zu bringen. Er hat dann ein gutes Geschäft gemacht, und ich habe meine Rache! Augen wird er übrigens machen, der Herr Beamte, wenn er die vierhundert Linkshänder entdeckt!"

Und wieder brach ein Lachen von so gewaltiger Urkraft aus unserem Russen los, daß ich ihm abermals aufs Lebhafteste secundiren mußte. Die Dame freilich betrachtete ihre doch ein wenig stark mitgenommenen Hütchen und in ihr Lächeln mischte sich ein Zug stiller Wehmuth. Dann aber fing sie nochmals mir in herzlichen Worten zu danken an, und daß sie nur mit Entsetzen an den Skandal denken könne, vor dem ich sie bewahrt. Sie werde dergleichen nicht wieder versuchen. Denn wäre sie ertappt worden, wäre wohl auch die Geschichte mit den Handschuhen nicht so gut ausgegangen.

Meine Reisegefährten stiegen wirklich in der nächsten Station aus.

Unser Abschied war ein herzlicher. Man lud mich ein, und ich acceptirte es gern, bei dem jovialen Russen einige Tage in der Steppe zu verbringen.

Ich begab mich dahin, nachdem meine Angelegenheit in Chotin geordnet war. Ich wurde mit offenen Armen empfangen. Daß unsere Unterhaltung bei den üppigen Mahlzeiten und den Ausflügen auf das Gut immer wieder gern zu dem Abenteuer mit den Hütchen und den Handschuhen an der Grenze zurückkehrte, war selbstverständlich. Auch waren die so unbarmherzig getrennten Fingerlinge bereits wieder vereinigt, und keiner von denen, die sie vielleicht heute noch tragen, ahnt, welche Geschichte sie gehabt haben.

Die Steppe.

„O, wie bist du schön, meine Steppe!" — ruft Nikolaus Gogol in seinem „Taras Bulba" aus. Sicher ist, daß der Klein- und Neurusse, vor allen der Kosak, mit derselben Begeisterung seiner Steppe gedenkt, wie der Nordländer seines Meeres, der Schweizer seiner Berge. Zudem vereinigt sie manche Eigenthümlichkeit der Beiden. Der Adler schwebt über sie dahin, und die Steppenmöve durchstreift sie.

Obgleich der Name der russischen Steppe als Gattungsname auf alle großen, wüsteähnlichen und baumlosen, nur mit Gras und Kräutern bewachsenen Ebenen übertragen wurde, versteht man doch im Allgemeinen darunter den an üppiger Fruchtbarkeit unübertroffenen schwarzen Landstrich, der sich von der Ukraine bis zum schwarzen Meer und von den Grenzen Polens, der Bukowina und Rumäniens bis zu den Kirgisen ausdehnt, den die mächtigen Ströme Dnjester, Dnjeper, Don und theilweise auch die Wolga durchziehen,

und welcher hauptsächlich die südwestlichen Gouvernements mit den Hauptstädten Kiew, Kischinew, Charkow und Cherson umfaßt. —

Als aus der Zeit der Jugendschriften und der Indianergeschichten die Bilder von den Prairien Amerikas mit ihrem zugleich schauerlich-wilden und romantisch-anziehenden Reiz meine Phantasie erfüllten, gehörte es zu meinen heißesten Wünschen, mit eigenen Augen diesen interessanten Fleck unserer Erde sehen zu können. Der Zufall oder mein Geschick führte mich jedoch nicht nach den weitgestreckten Ebenen Nordamerikas oder nach den Llanos und Pampas der südlichen neuen Welt; dagegen war es mir vergönnt, lange Jahre in der russischen Steppe zu leben und auch ihren eigenartigen und geheimnißvollen Zauber, oft abschreckend, oft aber auch die Sinne bestrickend und das ganze Wesen fesselnd, auf mich wirken zu lassen. Und wie häufig auch seither das Bild derselben vor mein geistiges Auge tritt, immer wieder übt es auf mich seine eigenthümliche und indefinirbare Macht und regt mich immer wieder an zu neuen Beschreibungen und Schilderungen, die mir der Beachtung würdig und der Mittheilung werth erscheinen.

So anziehend jedoch und entzückend, wie der Ausruf Gogols es vermuten läßt, stellt sich die Steppe dem fremden Auge nicht dar, und es bedarf eines längeren Aufenthalts in derselben und einige Vertrautheit mit ihrem geheimen Wesen, um ihre dann

allerdings zauberisch-fesselnde Wirkung zu empfinden. Wie aus den nachfolgenden, treu nach der Wirklichkeit geschilderten Eindrücken und Bildern zu entnehmen ist, paart sich auch dort, wie in der Natur die erschreckendste Wildheit mit der höchsten Entwickelung des reichen Segens einer unerschöpflich üppigen Fruchtbarkeit, das tiefste, unter aller Vorstellung traurige Elend menschlicher Verkommenheit mit dem glänzenden Luxus einer raffinirten, das Dasein in den feinsten Genüssen sich sichernden Lebensweise seiner Bewohner.

Die unendlich scheinende Ebene, deren fetter schwarzer Boden nur erst theilweise der Cultur gewonnen ist, und wo neben hochragenden Getreidefeldern weite, brachliegende Strecken sich befinden, die höchstens als Weideplätze benützt werden, bietet im ersten Anblick dem Auge ein verwirrendes und keineswegs erfreuliches Bild.

Weder fahrbare, geregelte Straßen noch Anpflanzungen, welche die Richtung eines Weges andeuten könnten, sind zu bemerken. Nur ein mit tiefen Räderfurchen durchkreuzter, bald schmaler, bald breiter regellos sich hinziehender Streifen bildet die Straße, auf der nur der Einheimische sein Gefährte sicher von einem Ort zum andern lenken kann. Als Halt- und Erholungsplätze für die endlos langweilige Fahrt auf diesen Wegen bieten sich die weit auseinander liegenden, unbeschreiblich schmutzigen Schenken, in denen für den unerträglichsten Hunger nur schwarzes Brod und Käse,

sowie einige Gläschen Schnaps oder ein Glas Thee feilgeboten werden. Wie sehr man sich auch auf der trostlosen Fahrt nach dem Halteplatz und der erhofften Erquickung gesehnt, Rauch, Gestank und Schmutz treiben den Wanderer sofort wieder hinaus aus der ungastlichen Hütte, die weder ein behagliches Ausruhen noch ein gemüthliches Verweilen gestattet. Geschunden und zermartert besteigt man wieder das holprichte Gefährte, immer in neuer Qual zwischen dem Wunsch, die Schenken endlich zu erreichen und sie so bald als möglich wieder zu verlassen.

Und dennoch, wie wünschenswerth erscheint eine solche Fahrt während des Sommers in Staub und Hitze oder auch im unaufhörlichen Regenguß, da auf den ausgedörrten hügeligen oder morasttiefen Wegen die Seele sich fast von dem wehen Leib trennen will, gegenüber einem im Winter den Reisenden in der Steppe so leicht überraschenden Schneesturm. Das schreckliche Heulen des Windes, das Jagen der sich haushoch aufthürmenden Flocken, wenn jede Spur des Weges verweht und der Ausblick über zwei Schritte hinaus nicht mehr möglich ist, muß auch den Mutigsten verzagt machen. Die Pferde versagen dann bald den Dienst, der Wagen oder Schlitten wird gewöhnlich umgeworfen, und Rettung ist nur noch möglich, wenn der Kutscher nüchtern geblieben und den langen Stiel seiner Peitsche in die Höhe hält, was den etwa desselben Weges kommenden Schicksalsgenossen oder den

nicht zu entfernt Wohnenden ein bekanntes und scharf beobachtetes Zeichen zu meist gegenseitiger Hilfe aus der sichern und nahen Todesgefahr des Erfrierens ist. Daß diese Hilfe nicht immer rechtzeitig kommt, ist begreiflich, und unzählige wie auch ungezählte Unglücksfälle dieser Art bringt jeder Winter mit sich. Wer aber kümmert sich darum oder nähme die Schuld auf sich? Die einzig mögliche Hilfe bietet nur ein geregeltes Straßensystem mit auch beim Schneesturm noch sichtbarem, steinernen Meilenzeiger, wie sie in einigen Gegenden Rußlands schon teilweise errichtet, in der Steppe aber auch heute noch nur selten zu finden sind. Hier werden die Wege nur etwas besser fahrbar gemacht und da und dort ein wenig regulirt, wenn der Gouverneur der Provinz oder ein Erzbischof die Gegend bereisen. Das erinnert mich an den oft wiederholten Ausruf der Frau eines Gutsbesitzers, die eine unbeschreibliche Angst vor einer längeren Fahrt in der Steppe hatte, und wenn eine solche der Badereise oder eines unumgänglichen Besuches wegen nicht länger zu umgehen war, in komisch-verzweifelter Stimmung jeden Augenblick in das Stoßgebet ausbrach: „Ach, wenn nur vorher der Herr Gouverneur oder der Herr Erzbischof uns einen Besuch machen wollte!“

Natürlich steht's neben den vernachlässigten Wegen um den Brückenbau nicht besser. Will man einen der kleinen und großen Flüsse übersetzen, muß man sich erst den Fährmann suchen, der sein Schifflein über

den oft reißenden Strom zu lenken versteht. Gefährlich ist diese Ueberfuhr über die früher genannten breiten Ströme mit bespanntem Wagen, da die Pferde, durch das Rauschen des Wassers stutzig und leicht scheu gemacht, nicht selten erschrecken und sich dann über die nur notdürftig versicherte Fähre mitsamt dem Wagen in den Strom stürzen, der sie sofort in die Tiefe zieht. Die gleiche Gefahr birgt im Winter die Eisfläche, mit der sich die Ströme monatelang bedecken, über welche dann Wagen und Schlitten das andere Ufer zu erreichen suchen. Eine nicht bemerkbare seichtere Stelle des Eises bricht dann krachend ein, und das Gefährt wie die Reisenden sind unrettbar verloren. Hört man auch wenig von dergleichen Katastrophen, da der nur schwach gepflegte Zeitungsverkehr selten Notiz davon nimmt oder zu nehmen in der Lage ist, so sind sie dennoch häufig genug, und nur die dumpfe Gleichgültigkeit namentlich des niedern Volkes gegen alles, was Sicherheit des Lebens oder der Existenz betrifft, macht es erklärlich, daß nicht mehr Vorkehrungen gegen derartige Unglücksfälle getroffen werden.

Nur dort, wo eine Eisenbahn die großen Flüsse kreuzt, befinden sich Brücken über dieselben, allerdings in einem so primitiven Zustand, daß es wie ein Wunder erscheint, die schwere Last eines Zuges von denselben getragen zu sehen.

Der Sommer, überhaupt der der südrussischen Steppe, ist sehr heiß, und schwarz gebräunt erscheinen die

Arbeiter des Feldes. Undurchsichtig dichter Staub erfüllt die Atmosphäre und hüllt den Reisenden, der mit seinem Viergespann die Ebene durchfährt, in eine ihn begleitende und dunkel umgebende Wolke. Mit dem rinnenden Schweiß gemischt, dringt er in die Poren und verursacht ein beständiges, äußerst lästiges Jucken. Treten dann die rasch vorübergehenden, gewitterartigen Regen ein, dann verwandelt sich der fußhohe Staub in ein noch tieferes, fast schwarzes Kothmeer, in dem Pferde und Wagen bis zur halben Höhe versinken und das diese sowie den Reisenden bis zur Unkenntlichkeit mit Schmutz bedeckt. Doch wie nur eine kurze Zeit genügte, den Staub in Koth zu verwandeln, so genügen nur wenige Stunden der sengenden Sonnenhitze, um diesen wieder in brennenden Staub umzuwandeln, so daß die Entscheidung schwer fällt, welcher Zustand der lästigere ist. Wie der Schneesturm des Winters, hat der Gewittersturm des glühenden Sommers dort seine unbeschreiblichen Schrecken.

Plötzlich tritt er auf, und ein Schutz vor ihm ist für die zahlreichen Arbeiter, die mit Weibern und Kindern in der Steppe beschäftigt sind, fast nicht möglich. Er packt die letzteren und schleudert sie mitsammt den abgerissenen Zweigen und Blättern der Gesträuche und den Getreideähren mitten in die hochwogenden Weizenfelder oder in die von dem raschen Regen gebildeten Pfützen in den unbebauten Strecken, zerstiebt die sorgsam zu einem Häuflein geschichteten besseren

Kleidungsstücke der Arbeiter und mengt und mischt sie mit dem Koth der Straße, daß sie unauffindbar oder doch unbenützbar scheinen, und gesucht und besichtigt werden unter lautem Jammern und Wehklagen der Weiber, dem sich das durchdringende, weit vernehmbare Geschrei der verirrten und durch den Sturm fast betäubten Kinder beigesellt. Dies angstvolle Klagen und Schreien verstummt erst, wenn es wieder möglich ist, ein Feuer zu entzünden und bei demselben die durchnäßten Kleider und Glieder zu trocknen und zu erwärmen.

Steigt zur Mittagszeit die Sonnenhitze derart, daß die Kraft des Armes erlahmt und die Glieder jede weitere Anstrengung versagen, dann unterbricht der Bauer seine Arbeit, um sich, den Kopf bedeckt, glatt auf die Erde zu werfen und den kühleren Abend abzuwarten, wo dann bei eintretendem Mondlicht oft die ganze Nacht hindurch gearbeitet und bei ermunterndem Gesang und erfrischter Kraft die übernommene Aufgabe um so leichter gelöst wird. Es bietet dies Arbeiten auf freiem Felde im Dämmerschein des Abends und der Nacht soviel des Anregenden für Gemüt und Phantasie, daß hierin allein ein Theil des Reizes liegt, den namentlich der russische Bauer mit dem Begriff der Steppe verbindet.

In erster Linie bilden Weizen und Mais, dann Hafer und Gerste, die letzteren beiden meist nur zum eigenen Gebrauch gepflanzt, das hauptsächlichste Produkt,

und der erstere den geradezu unerschöpflichen Reichtum der Steppe. Er gedeiht ohne besondere Bearbeitung oder Pflege in der fast noch jungfräulich zu nennenden üppigen Fruchtbarkeit des Bodens so reich und ausgiebig, daß der Ertrag nur einiger halbwegs guten Erntejahre genügen müßte, auch den ärmsten Grundbesitzer zum reichen Manne zu machen. Leider kommt dieser Segen des Bodens nur wenigen zu gute, und von diesen wenigen wissen nur einige ihn zu nützen und sich zu erhalten. In den anderen Skizzen aus der Steppe wird davon ausführlicher erzählt. Den wenigen freilich, denen dieser Reichthum zufließt, gestaltet sich darum auch das Leben in der Steppe zum behaglichsten und beneidenswerthesten Thun und Genießen. Es gehört eben bei den fast noch wilden Zuständen des Landes ein unerschöpflicher Besitz dazu, sich eine Lebensführung zu ermöglichen, die keinen Genuß zu entbehren, keinen Reiz geselliger, ja selbst künstlerischer Vergnügungen sich zu versagen braucht. —

Obstbäume, Blumen und Gartenfrüchte überhaupt finden sich nur in den Gärten der Edelhöfe, wo sie gegen die Gewitter und Schneestürme durch hohe Mauern geschützt sind und ihre Pflege und Bewahrung fast immer ausländischen Gärtnern anvertraut ist.

Dennoch ist auch die wilde Flora der Steppe üppig und farbenreich. Die rothe Mohn- und die blaue Kornblume, viele Arten wilder Tulpen, die buntbemalte Aster, Glockenblumen, Maiglöckchen und

auch das liebliche Veilchen zieren in reicher Fülle die grüne Ebene und gedeihen zu so schönen, voll entwickelten Formen und Farben, wie sie bei uns nur in wohlgepflegten Gärten zu finden sind. Namentlich die verschiedenen Arten der Distel wachsen zu hohen überreich blühenden Gesträuchen, deren Rosafarbe sich in den schönsten Nüancen zeigt und die sich dann so voll mit seidenartiger Wolle füllen, welche im erfindungsreichen Westen gewiß schon zu einem Industrieprodukt benutzt würde. Nach einem frischen Regen glänzen ihre langen, breiten Blätter weithin in der Sonne und gleichen dann den schönsten Cactusgewächsen unserer Treibhäuser.

Kürbis und Melone werden gleichfalls zahlreich angebaut und gedeihen zu so vorzüglicher Qualität, daß sie, als reife Frucht durch einige Zeit auf dem Eise gehalten, eine wirklich delikate Erfrischung bieten, und überhaupt die Wassermelone an heißen Tagen mehrere Male frisch aufgetragen wird.

Der Spargel findet sich wild wachsend in der Steppe in sehr beträchtlicher Menge und in dicken Stangen. Schon zeitlich im Frühjahr beginnt man, das schmackhafte Gewächs der Erdbirne auszugraben, das mit Butter und Zucker, auch mit Honig zubereitet als delikate Speise geschätzt wird. Auch wohlschmeckende Champignons gedeihen in großer Anzahl und wohin nur das Auge blickt, die in der Abenddämmerung ihren feinen Duft weithin versenden.

Ein sehr bemerkenswerther Brauch der Bauern ist es, der zugleich zu einer großen Wohlthat für die Steppe wird, daß sie dort, wo sich ihnen ein merkwürdiges Ereigniß vollzogen hat, namentlich eine Rettung aus unvorhergesehener Gefahr, zur Erinnerung und aus Dankbarkeit gegen die schützende Vorsehung einen oft tiefen Brunnen graben. Je weiter ein solcher Ort von einer menschlichen Ansiedlung entfernt ist, desto verdienstvoller erscheint das Werk, welches denn auch für Mensch und Thier zu einer unschätzbaren Wohlthat wird. Um diese Votivbrunnen wächst dann auch zuweilen ein kleines Wäldchen, den Oasen in der Wüste vergleichbar, aber merkwürdiger Weise entbehren diese seltenen Baumpflanzungen selbst dort, wo sie in größerer Ausdehnung vorhanden sind, der erfrischenden Waldatmosphäre, und die dürftig belaubten Bäume bieten keinen erfreuenden Anblick. Es giebt in der Steppe überhaupt nur mäßig hohe Birken und verkümmerte Eichen, von Nadelgehölz ist dort keine Spur, dieses dient einzeln und als Seltenheit betrachtet nur zur Zierde der eingefriedeten Gärten.

Auch in den wenigen Wäldern ist der Boden grasfrei, trocken und durchaus nicht zu längerem Aufenthalt einladend. So bietet die weit gedehnte Steppe in ihrem äußeren Anblick dem aus dem Westen kommenden Fremden, der die reiche, landschaftliche Entwickelung seiner Heimat vor Augen hat, durchaus keine Abwechslung, und wie den Steppenbewohner überall

das Heimweh nach dieser zieht, erwacht bald in der Seele des fremden Reisenden die Sehnsucht nach den schöneren Gefilden, die er verlassen.

In der Thierwelt ist der Storch der treueste Freund der Steppe. Fährt man durch ein Dörfchen, dessen Lehmhütten mit den dicken Strohdächern so niedrig sind, daß die Fenster nur in der Größe einer unserer Glasscheiben angebracht werden konnten, so erblickt man auf dem nur wenig vorragenden Rauchfang den langbeinigen Vogel, der neben seinem Nest auf einem Fuße stehend, bedächtig und aufmerksam Umschau hält. Der Muschik hält große Stücke auf den freiwilligen Gast, er erwartet sein Kommen besorgt und empfängt ihn mit großer Freude, denn der Aberglaube will wissen, daß dort, wo kein Storch auf dem Dache nistet, auch im Hause kein Segen zu finden sei, und daß er seinen Einzug nur bei guten Menschen halte. Mit der Familie seines Gastgebers ist er zahm und sehr zutraulich und wagt sich bis auf die Schwelle der Wohnstube desselben, um sich Nahrung zu erbetteln.

Stolzirt der Storch dann durch die Steppe, so erblickt man ihn immer nur einzeln, höchstens paarweise, und auch dann immer durch eine gewisse Distanz getrennt. Am häufigsten sieht man ihn bei den in Reih' und Glied gestellten Getreideschobern, der dampfenden Dreschmaschine mit unermüdeter Aufmerksamkeit zuschauend, als habe er von seinem erhöhten Platze aus die Oberaufsicht über dieselbe zu führen.

Auch die Lerche findet sich zahlreich in der Steppe, und in der Nähe der menschlichen Behausungen läßt die Nachtigall gern ihren melodischen Gesang ertönen. Die Schwalben umschwirren auch hier wie anderwärts die Wohngebäude, nisten vertraut unter den Dächern oder in den kleinen Gartenhäuschen, und der kecke Spatz fehlt ebenfalls nirgends. In großer Anzahl ist ferner die neugierige Elster vertreten, die allerorten graciös über die Felder schreitet und durchaus nicht scheu sich überall den Arbeitern und Wohnungen nähert.

Als Hausgeflügel werden Gänse, Enten, Truthühner und die Haushenne gepflegt und spielen für die immer reich versehene, gastliche Küche der Herrschaft eine große Rolle. Denn zahlreich sind die Gäste und täglichen Tischgenossen auf einem Edelsitz in der Steppe. Ein eigener Geflügelhof mit einer besonders hierzu bestimmten Aufseherin wird gehalten, und letztere hat täglich die ihr vorgeschriebene Anzahl des verschiedenen wohlgepflegten Geflügels an die Küche abzuliefern.

Die zahlreichen Heerden der Steppe jedoch stehen weit zurück hinter unsern anderen Haus- und Nutzthieren. Außer den Equipage- und einigen Reitpferden, welche aus den gut gehaltenen Gestüten einiger großen Gutsbesitzer stammen, für welch' letztere die Zuchtthiere meist aus dem fernen Arabien, aus Ungarn und Siebenbürgen bezogen werden, und von denen oft wahre

Prachtexemplare reinster Abstammung vor den Wagen meistens der Gutsherrin paradiren, werden bloß Nutzpferde gehalten, welche ohne jede Pflege und in fast wildem Zustande im Freien aufwachsen, um zusammen mit einer Anzahl Ochsen für den Pflug, die Egge und die schweren Lastwagen verwendet zu werden. Das übrige Rind dient ausschließlich zur Fleischnahrung und zu dem namentlich in Bessarabien stark betriebenen Viehexport, weshalb auch Kälber dort nicht geschlachtet werden dürfen.

Die Steppenkuh ist mager, braun oder weißgrau, klein und unansehnlich, und durch den beständigen Aufenthalt im Freien schmutzig und wild. Der Milchnutzen ist daher auch sehr gering; sie kann nur gemolken werden, wenn zugleich das Kalb an ihr saugt, und mancher Edelhof verbraucht für die Herrschaft allein das Ergebnis an Milch, Butter und Käse von mehr als hundert Kühen.

Wohl sieht man da und dort bei einem der reichen und vielgereisten Gutsherrn einige Schweizerkühe, die er sich mit großem Geldaufwand aus Oesterreich kommen ließ. Aber dies gilt bloß als feiner Chic und zum Aufputz seiner Oekonomie, wie etwa die Pfauen in unsern Privatgärten oder die plappernden Papageien in den Empfangszimmern eines Millionärs. Auch ist der russische Bauer mit der Pflege der edleren Rassen zu wenig vertraut, ein Kuhstall ist ihm etwas Unbekanntes, und daher ist die Einführung und Verbreitung einer

der unseren ähnlichen, lohnenden Milchwirthschaft dort ungemein schwer, fast unmöglich.

Dafür ist die Schafzucht in der Steppe allgemein verbreitet und sehr entwickelt. Schafmilch und Käse werden sowohl von den Arbeitern als auch von den Bediensteten in ungeheuern Mengen verzehrt, zumeist mit dem Brei aus Maismehl, dem Nationalgericht, der Mamalika. Auch das Fleisch der Schafe und jungen Lämmer dient zur fast täglichen Speise. Die Wolle der veredelten Thiere wird zu Steppdecken und zum Polstern der Möbel gereinigt und hergerichtet, die ganzen Felle zu Pelzen und sonstigen Kleidungsstücken verwendet, die dem Bauer in dem strengen, lang andauernden Winter geradezu unentbehrlich sind.

An Wild findet man das Steppenhuhn, das Schnee- und Rebhuhn, die wilde Ente, den Hasen, zuweilen auch das Reh. In ganzen Schaaren erscheinen ferner die fleischigen Trappgänse, die gut bereitet, einen sehr schmackhaften Leckerbissen bieten, und den sie jagenden Bauern reichlichen Lohn einbringen. Ein abgegrenztes Jagdrevier giebt es nicht in der Steppe. Wer das Wild fängt oder erlegt, dessen Eigenthum ist es, und er kann es nach seinem Gutdünken verwerthen.

Häufig findet sich auch der Wolf, dessen Raub- und Mordgier der Schrecken des Bauern ist. Er zerfleischt jährlich eine große Anzahl Thiere, meist junge Rinder und Schafe, fällt jedoch in Zeiten der Noth auch Pferde und Menschen an, die nicht selten ein

Opfer seines Heißhungers werden. Der Reisende im Wagen oder Schlitten sucht ihn durch die brennende Cigarrette zu vertreiben, denn vor dem Feuer soll er sich fürchten, und einer Flamme bestimmt ausweichen. Bei einer Ausfahrt sah ich am hellen Tage ein Rudel von neun Wölfen ganz nahe der Straße zusammenhocken, vor denen die Pferde eine tödtliche Angst verriethen, so daß der Kutscher Mühe hatte, sie ohne Gefahr für uns im Zügel zu halten. „Die Bestien müssen übersatt sein, sonst würden sie uns nicht so ruhig vorbeilassen," meinte er dann, um auch unsere Angst zu beschwichtigen. Die Männer fahren auch niemals ohne eine Waffe aus, denn es ist nothwendig, stets zur Gegenwehr gerüstet zu sein. Besonders ist jede nächtliche Fahrt oder ein Ritt über die Steppe mit Lebensgefahr verbunden, und geradezu undenkbar ist es, bei Nacht einen Weg zu Fuß zurückzulegen. Selbst die Hirten auf den Feldern wären ihres Lebens nicht sicher vor diesem unheimlichen Gesellen, würden sie nicht durch die riesengroßen Steppenhunde bewahrt und bewacht. Diese grimmigen Thiere, die selbst viel ähnlicher einem Raubthier als einem Hausthier sind, gehorchen nur dem Pfiff des ihnen bekannten Hirten und fallen gleich dem Wolf jeden Unbekannten an, um ihn zu zerfleischen. Es fällt daher auch gar nicht auf, an einsameren Stellen abgenagten Skeletten von Menschen, Rindern und Schafen zu begegnen, die meist von einer Anzahl Geier umflattert sind, die an diesen traurigen Resten

noch immer ihre Nahrung finden. Ein schauervoller Anblick, der einem das Mark erstarren macht! Dennoch denkt Niemand daran, diese ekelerregenden Knochenhaufen wegschaffen zu lassen, wenn nicht zufällig ein feinfühlenderer Gutsherr dieselben erblickt und seinen Arbeitern Auftrag zur Bergung gibt. —

Diese Bilder der großen russischen Steppe zeigen dieselbe sowie die sie bewohnenden Menschen als noch weit in der Entwickelung zurück, und noch manches Jahrzehnt wird vergehen müssen, ehe der sonst kerngesunde und kräftige Menschenstamm mit seiner eigenen geistigen Fortbildung auch die Kultur seines reichen heimatlichen Bodens auf eine höhere Stufe zu bringen vermag. Denn alle Bedingungen zu großem materiellem Wohlstand und geistiger Freiheit sind gegeben; der Boden ist überreich an Fruchtbarkeit, das Klima kräftigend und gesund und die Bevölkerung so dünn gesät, daß auf Jahrhunderte hinaus bei sonst ruhiger und natürlicher Fortentwicklung an einen Mangel nicht zu denken ist.

Dabei befinden sich auch heute dort schon viele tüchtige, auf hoher Bildungsstufe befindliche Menschen, ja man begegnet zuweilen einer den auffallendsten Mustern des Westens nachgebildeten Eleganz und Raffinirtheit der Lebensführung, die den Kontrast zu der noch in halbwildem Zustand befindlichen Umgebung erhöht. Im Allgemeinen ist der hauptsächlich der Grenze sich näher befindende Grundherr weltgewandt und viel-

gereist, von grundehrlichem Wesen und einer überraschend offenherzigen, geradezu fabelhaft aufmerksamen Gastfreundlichkeit dem Fremden gegenüber.

Mich selbst führte ein günstiges Geschick in eines dieser hochangesehenen Häuser, und noch heute gedenke ich mit inniger Verehrung der unvergleichlichen Biederkeit und patriarchalischen Einfachheit sämmtlicher Glieder dieser Familie, sowie einzelner Züge von Seelengröße in entscheidungsvollen Lagen, und von einer Gutherzigkeit und Theilnahme selbst für den niedersten Arbeiter, wie ich sie seither nie wieder gefunden.

Leider fordern die landesübliche, ungebändigte Trunksucht und Spielwuth gerade in den bessern Kreisen ihre regelmäßigen und zahlreichen Opfer. Dann wechseln übermüthige Laster und Gräuel, ja selbst Verbrechen, wie sie sonst nur in den verrufensten Winkeln einer Weltstadt heimisch sind, mit tagelanger Stumpfheit und Bewußtlosigkeit. Ehre und Ansehen werden gewissenlos auf's Spiel gesetzt, und der Wohlstand und die Zukunft ganzer Familien dem Genuß weniger Stunden preisgegeben und unaufhaltsam dem Ruin entgegen geführt. —

Aber auch unter den Bauern und Hirten, sowie unter den Heizern, welche die landesüblichen großen Oefen in den Herrschaftszimmern, die von außen zu heizen sind, dreimal des Tages mit Stroh, dem dort fast alleinigen Heizmaterial, zu versehen haben, fand ich so verkommene thierähnliche Gestalten, die nicht ein-

mal der Sprache mächtig waren, und nur durch unartikulirte Laute sich andern und vor allen ihren Thieren verständlich machen konnten. Und doch waren sie weder taub noch stumm, ja die Hirten bliesen sogar auf ihren selbstgeschnitzten Flöten die schönsten Volksmelodien draußen auf dem Felde, wenn ihre Heerde sich zur Ruhe legte. Als Ursache dieser menschenunwürdigen Verkommenheit bezeichnete man mir die mangelnde Schulbildung sowie die oft jahrelange Abgeschiedenheit von jedem menschlichen Verkehr bei der einsamen Feldarbeit. Die Schaf-, Kuh- und Pferdehirten bringen das ganze Jahr im Freien bei ihrer Heerde zu, wo sie im strengen Winter sich zu den dort aufgerichteten großen Strohschobern flüchten, die zugleich dem Vieh als Winterfutter dienen. Waschen, Kämmen oder die Wäsche wechseln sind einem derartigen Geschöpf unbekannte Dinge. Der Regen allein reinigt sein Gesicht, das von den verworrenen langen Haaren umrahmt, die charakteristische Physiognomie des Muschik bildet. Das grobe Hemd zerfällt an seinem Leib in Lumpen, welche ihr Träger nur dann entfernt, wenn dieselben durch die Gutsverwaltung, insofern diese überhaupt daran denkt, durch ein neues Hemd ersetzt werden. Setzt das zahlreiche Ungeziefer seinem fast unempfindlich abgehärteten Körper dennoch zu überlästig zu, dann schüttelt er seine Kleidungsstücke über dem Feuer aus, das er im Winter den ganzen Tag und im Sommer des Nachts zur Vertreibung der Wölfe entzündet, und

entledigt sich so der beißenden Gesellschaft. Als ich einmal einen solchen Halbmenschen aus Neugier ansprach, grinste er mich so blöd und zugleich so wild an, daß ich vor Schreck zurückfuhr und mir nicht klar machen konnte, ob er mich angelacht oder mich bedroht habe.

Ist's ein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen der Abstand zwischen Arm und Reich, zwischen gebildeten und verthierten Menschen in der Steppe ein größerer ist als irgendwo? Der einzige Trost beim Anblick der letzteren bleibt nur der, daß sie in ihrem beschränkten Denk- und Vorstellungsvermögen diesen Abstand nicht empfinden, das Bessere nicht als für sie erreichbar betrachten und es deshalb auch nicht entbehren. —

Und nun noch einmal zu dem Reiz der Steppe, dem man sich bei längerem Aufenthalt trotz alledem nicht entziehen kann. Dies fühlte ich deutlich, als ich an einem sonnig-frischen Morgen von meinem Fenster aus den Blick über dieselbe schweifen ließ. Das hohe, im leichten Wind wellenartig wogende Getreide, der Glanz der Sonnenstrahlen in den Thautropfen, die nach und nach sich in die Höhe ziehenden leichten Nebel, die unsagbar wohlige Ruhe rings umher, die wie eine stumme Andacht zu höherer Empfindung stimmte, die reine und doch dufthauchende Morgenluft, die durch das geöffnete Fenster zu mir drang — ich konnte nicht länger widerstehen, wie mit unsichtbarer Gewalt zog es

mich hinaus in die endlose Ebene zu einem Morgenspaziergang. Als ich das Thor der den Hof umgebenden Mauer erreicht, da erinnerte ich mich der warnenden Worte, die jedesmal an mich gerichtet wurden, wenn ich einer ähnlichen Neigung früher folgen wollte. Aber diesmal wollte ich mich nicht hindern lassen. Immer nur auf den staubigen Wegen im Wagen dahinfahren und niemals zu wandeln zwischen diesen wogenden Feldern, niemals ihren reinen Duft unbehindert zu athmen und ihre farbig lockenden Blumen zu pflücken, schien mir eine Sünde. Deshalb erhaschte ich den Moment, wo mich Niemand bei meiner Absicht beobachten, und ich das freie Feld ungesehen erreichen konnte.

Im leichten Sommerkleid, den Hut in der Hand, schritt ich dahin. Wie war mir wohl in der frischen Luft, wie erquickte mich der würzige Geruch des in der Blüthe stehenden Getreides! Das üppige Grün der Felder, das fröhliche Zirpen der zahlreichen Grillen, der Blumen Pracht, so oft gesehen und vernommen, heute schien mir dies alles neu und schöner als je. Ich schwelgte in den auf mich eindringenden Empfindungen, und immer weiter dehnte sich mein Weg, ich mochte nicht an die Rückkehr denken. Auf einer welligen Erhöhung lag ein Brachfeld vor mir, das wollte ich erreichen, von dort mußte ich einen noch weiteren Blick in die unübersehbare Ebene gewinnen. Und so war es auch. In weitester Ferne erblickte ich die

kleinen Bauerndörfer, erkennbar an ihren weißgetünchten Kirchthürmen, weiter jedoch war nichts zu erblicken als unendliche Steppe, die wie das Meer in ihrem Abschluß für das Auge sich mit dem Horizont verband. Kein Wald, kein Berg und kein Fluß, nicht einmal der Anblick eines Menschen brachte Abwechselung in das gleichmäßige Bild. Längere Zeit stand ich dort und wollte mich eben zum Rückweg wenden, als mein Ohr ein entferntes Hundegebell vernahm, ohne daß ich die Richtung erkennen, oder die Thiere selbst sehen konnte. Ein wenig erschreckt und plötzlich ängstlich in der mich umgebenden unheimlichen Einsamkeit schärfte ich meinen Blick, und glaubte jetzt wie in der Dämmerung in einer entfernten seichten Senkung des Bodens eine Heerde zu erkennen. Von dorther kam das Gebell, und jetzt sah ich auch eine Anzahl der schrecklichen Steppenhunde auf mich zueilen. In einem Augeublick standen alle die Schauergeschichten vor mir, die man mir bereits von diesen wilden Thieren erzählt. Ein unbeschreibliches Angstgefühl durchbebte mich, ich war wie gelähmt, unfähig der geringsten Bewegung, den Augenblick erwartend, da die Bestien mich anspringen und in Stücke zerreißen würden. Und da waren sie auch schon, und ihr wüthendes Gebell umschwirrte mich, so daß ich betäubt die Augen schloß und regungslos, einer Bildsäule gleich, verharrte. Eine eigene Gefühllosigkeit überkam mich, es war mir, als wäre bereits jedes Leben in mir erstorben, und noch heute wundere ich

mich, daß ich mich aufrecht erhalten konnte und nicht in Ohnmacht fiel. Wäre dieser Zustand nicht über mich gekommen, ich hätte gewiß versucht, mich zu vertheidigen und wenigstens mit den Händen die Hunde von mir abzuwehren. Wie lange ich so verblieb und wie die grimmig bellenden Hunde sich wieder entfernt, wäre ich nicht im Stande zu bestimmen. Ich weiß nur, daß ich erstaunt die Augen öffnete, als ich das Gekläff wieder wie aus der Ferne vernahm und dann sah, daß die Hunde wieder der Heerde zueilten. Jedenfalls hatte sie der Hirt zurückgerufen. — Hochklopfenden Herzens trat ich den Rückweg an. Die Sonne stand schon hoch, als ich die schützende Mauer unseres Hofes wieder erreicht; mein Spaziergang hatte drei Stunden gedauert. Drei Reiter waren nach mir ausgesandt worden, von denen jedoch keiner den Weg eingeschlagen wie ich.

Jetzt erst erkannte ich den Werth der mir ertheilten Warnungen und welche Strafe mir geworden für den inneren Spott, mit dem ich dieselben stets aufgenommen. Ich wurde belehrt, daß ich den glücklichen Ausgang meines Wagnisses nur meiner unfreiwilligen, andauernden Unbeweglichkeit zu danken hatte, und daß im entgegengesetzten Fall und bei dem geringsten Versuch, mich der Hunde zu erwehren, diese mich unfehlbar in Stücke würden gerissen haben. — — —

Aber auch die Schauer einer Steppennacht wurden mir durch ein Erlebniß bekannt, das sich meiner Er=

innerung noch tiefer eingeprägt und dessen möglicherweise noch schrecklicheren Folgen ich nicht durch einen Zufall, sondern nur durch Aufbietung meiner äußersten Willenskraft entging.

Auf unserm Gut war das jüngste Kind der Herrschaft, ein reizender Knabe, an einer Halsentzündung erkrankt, und der Arzt, welchen man aus der fünfundzwanzig Werst entfernten Stadt holen ließ, langte erst Abends an. Er verordnete als das Dringendste Inhalationen, wozu jedoch die Vorrichtung nicht vorhanden war und erst aus der Stadt geholt werden mußte. Zu diesem Zweck sollte Jemand mit dem Arzt zurückfahren, um sich dort von diesem gleichzeitig die Handhabung der Maschine erklären zu lassen. Ich war sogleich bereit, mitzufahren, zog mich in der Eile an, die Dame des Hauses wollte jedoch unter keinen Umständen zugeben, daß ich in der Nacht wieder zurückfahre, sondern empfahl mir ausdrücklich, bei Bekannten dort zu übernachten und dann am frühen Morgen zurückzukommen. Dies vereinbart, bestiegen wir den vierspännigen Wagen und verließen den Hof. Kaum hatten wir jedoch das Thor hinter uns, als der Kutscher, ein kräftiger, robuster Mann mit dem üblichen langen Bart und den wirren Haaren, welcher schon durch zehn Jahre als Leibkutscher der Gutsherrin im Hause bedienstet war, sich mit thränenerfüllten Augen und in einem Ton, aus dem die tiefste Verzweiflung sprach, an den Arzt wandte:

„O, Herr,“ rief er, „im Häuschen dort, meiner Wohnung, liegen auch meine zwei Kinder an der gleichen Krankheit, nur noch gefährlicher, darnieder. Ich wollte es früher der Herrschaft nicht sagen wegen der Furcht vor der Ansteckung, und heute nicht, weil alle andern Kutscher sich auf dem Felde befinden. Es wäre das der Herrschaft sehr unangenehm gewesen —“

„Fahre zu Deiner Hütte,“ unterbrach der Arzt, der als der geschickteste in der ganzen Umgegend bekannt war, die Klage des Kutschers. Dieser wußte offenbar, daß der Arzt zugleich als der menschenfreundlichste Helfer in der Noth bei allen Bediensteten galt, und hatte sich deshalb vertrauensvoll an ihn gewandt. Wir betraten die ärmliche Hütte, und nach Besichtigung der kranken Kinder sagte der Arzt deutsch zu mir:

„Für die armen Würmer kommt leider meine Hilfe zu spät. Die Diphteritis ist bis zum höchsten Grad vorgeschritten, sie werden den Morgen nicht mehr erleben.“ Diese schreckliche Krankheit herrschte damals epidemisch in der Gegend, und die ersten Anzeichen derselben meldeten sich auch bei dem Kinde der Herrschaft. „Und dabei soll der Arme da jetzt mit uns wegfahren und erst morgen wiederkommen,“ fuhr der mitleidige Arzt fort, mich dabei wie fragend ansehend.

Ich errieth sogleich seinen Gedanken und meinte, wir könnten ja noch heute zurückfahren. Es sei eine

Mondnacht, und mit Fedor, dem Kutscher, fürchte ich mich überhaupt nicht.

„In diesem Fall, und wenn Sie wirklich sich nicht fürchten," erwiderte der Arzt, „könnte ich auch für die beiden Kinder etwas verschreiben. Es könnte dann mit Ihrer Hilfe wenigstens der Versuch gemacht werden, sie dem armen Mann zu retten."

Das war also abgemacht. Ich war entschlossen, so bald als möglich zurückzufahren, kannte ich doch Fedor jahrelang als äußerst verläßlich und treu, und es machte mir eine innere Freude, seinen armen Kindern vielleicht doch noch Hilfe bringen zu können.

So empfahlen wir denn dem Kutscher die größte Eile, besorgten alles rasch in der Stadt, und nachdem ich mich von dem Arzt empfohlen, wurde zur sichtbaren Freude Fedors sogleich die Rückfahrt angetreten. Er schien auch voller Eifer und trieb die Pferde unablässig an. So mochten wir bereits eine halbe Stunde zurückgelegt haben — der Mond war noch nicht aufgegangen — als sich Fedor mit einem Male vom Bock zu mir wandte mit der Bemerkung, es wäre vielleicht doch besser, wenn er sich zu mir in den Wagen setzen würde, dieser sei ohne Dach, und man müsse, namentlich so lange es noch dunkel, im freien Felde vorsichtig sein.

Das schien mir klug, und ich erwiderte:

„Kommen Sie nur, Fedor, obgleich ich durchaus keine Angst habe."

Fedor kletterte vom Bock zu mir in den Wagen. Wir fuhren noch eine Weile weiter. Der arme Mann schien sehr zerstreut und in tiefen Gedanken wegen der Gefahr für seine Kinder, denn er hielt die Zügel der Pferde nur lose in den Händen, und der Wagen rollte jetzt nur langsam auf dem unebenen Weg weiter.

Ich war von Mitgefühl gerührt, wollte jedoch keine Bemerkung machen, obgleich es mir anfing unheimlich zu Mute zu werden.

„Ich hätte eine große Bitte an Sie, Fräulein," unterbrach endlich Fedor das Schweigen. Er sprach in gewählterer Form als die anderen Bediensteten, auch hieß es, daß ihm der frühere Gutsherr eine bessere Erziehung habe angedeihen lassen.

„Sprechen Sie nur, Fedor, Sie wissen, daß ich gerne helfe, wenn nur die Möglichkeit es gestattet," erwiderte ich. Ich dachte nicht anders, als daß er mich um etwas Geld ansprechen wolle wegen der Krankheit seiner Kinder.

„Aber Sie müssen mir versprechen, meine Bitte zu erfüllen!" fuhr Fedor fort.

Etwas befremdet über die Eindringlichkeit des Tones sagte ich:

„Das kann ich nicht. Doch theilen Sie mir nur mit, was ich für Sie thun soll."

„Mir einen Kuß geben, Fräulein, denn ich liebe Sie!" rief er jetzt mit erhobener Stimme und breitete zugleich die Arme gegen mich aus.

Ueberrascht und erschreckt fuhr ich zurück, soweit es der Raum des Wagens gestattete. Der Mond war inzwischen aufgegangen und beleuchtete das wirre, vor Erregung glühende Antlitz des wahnsinnigen Menschen. Es mußte so sein, nur Trunkenheit oder Wahnsinn konnten einem bis jetzt so unterwürfigen Diener den Muth geben zu einem so frechen Antrag. Mit starren Augen blickte ich ihn an, mein Entsetzen und die Furcht vor ihm bemeisternd. Der Gedanke fuhr mir durch den Kopf, welches Motiv ihn auch bewogen, ich dürfe meine Ruhe und Geistesgegenwart nicht verlieren.

Lange konnte Fedor meinen durchdringenden Blick nicht ertragen. Langsam ließ er die Arme sinken, und mit dumpfer Stimme, mehr vor sich hin als zu mir gewendet, sprach er:

„Fürchten Sie nichts, Fräulein, ich bin weder betrunken noch wahnsinnig, aber —" und wieder hob sich seine Stimme und er wandte sich gegen mich — „ich bin in Sie verliebt! Ja, ich liebe Sie, seit Sie bei uns sind, und oft schon war ich auf dem Weg, wenn ich Sie in Ihrem Zimmer allein wußte, zu Ihnen zu schleichen und Ihnen dies Geständniß zu machen! Ich weiß auch, was mich zu Hause erwartet, wenn Sie mich verrathen. Wenn mich der Herr nicht niederschießt, wird er mich todtprügeln. Aber darauf warte ich nicht. Hier habe ich den Revolver, für die Wölfe bestimmt, der jetzt mir seine Dienste leisten wird. Sie sehen, ich

bin zu allem entschlossen, Fräulein, und bitte Sie deshalb nochmals —"

„Fedor!" rief ich, und wollte rasch mit der Hand nach der Waffe greifen, die er mir entgegenhielt. Aber eben so rasch entzog er mir dieselbe, und kühner und trotziger als zuvor blickte er mich an. Was er, meinen Verdacht errathend, in Abrede gestellt, es mußte dennoch so sein — jedenfalls galt es, den Kampf mit einem Wahnsinnigen aufzunehmen. Mit rasender Schnelligkeit tauchte ein Plan nach dem andern in mir auf, dabei hatte ich die größte Mühe, das Beben meines Körpers und die Todesangst, die mich plötzlich befallen, zu überwinden. Noch immer schritten die Pferde nur langsam vorwärts, das gespenstisch bleiche Licht des Mondes beleuchtete jetzt die weite Ebene, in der, das wußte ich genau, noch lange keine menschliche Wohnung zu erreichen war. Mit dem aufgehenden Mond hatte sich zugleich der Wind erhoben, und der Staub flog mir in die Augen. Den ersten Gedanken, vom Wagen abzuspringen, mußte ich als unsinnig von mir weisen — wohin hätte ich mich flüchten, wie mich hier verbergen können? Den mich bedrohenden Mann durch einen raschen Stoß aus dem Wagen werfen, die Zügel ergreifen und davonjagen — dies erschien mir als die letzte mögliche Hilfe. Eine Hilfe allerdings, die fast eben so sicheres Verderben war. Des Pferdelenkens war ich wohl kundig, aber ich kannte die Wege nicht. Auf einer unrichtigen Bahn mußte ich mit dem

Wagen stürzen und sammt den Pferden die Beute der umirrenden Raubthiere werden.

„Sie antworten mir nicht, Fräulein, und fürchten sich vor mir,“ hub jetzt der Kutscher wieder an. „Das brauchen Sie nicht — ich bin kein böser Mensch. Erfüllen Sie meinen Wunsch und ich werde Ihnen gewiß kein Leides thun.“

„Ja, ich fürchte mich, Fedor, aber ich fürchte mehr für Sie, wie für mich selbst,“ konnte ich endlich hervorbringen, trotzdem mir hörbar die Zähne vor Aufregung zusammenschlugen, und Zunge und Lippen mir wie verdorrt schienen. „Denn Sie sind krank, Fedor,“ fuhr ich fort, „und haben deshalb vergessen, warum wir diese Fahrt machten. Ihre armen, kranken, vielleicht schon im Sterben liegenden Kinder —“

Mehr brachte ich nicht hervor, aber jetzt sah ich einen neuen Ausdruck in den Augen des mich noch immer anstarrenden Mannes. Die Erinnerung, die ich so rechtzeitig geweckt, schien mit dem verruchten Vorsatz, der sich seiner bemächtigt, zu kämpfen. Das gab mir neuen Muth, und in eindringlichen Worten schilderte ich ihm die Gefahr, in der das Leben seiner Kinder wie auch das Leben des lieblichen Knaben der Herrschaft schwebte, den er, wie ich wußte, sehr gern hatte. Ich versprach, das Ganze als ein unziemlichen Scherz anzusehen, den ich ihm verzeihen und schweigen wolle, wenn er sich sofort auf den Bock schwinge und die Pferde wieder zur möglichsten Eile antreibe. Die

eigene Angst, ja selbst das Bedauern für ihn muß meinen Worten eine überzeugende Kraft gegeben haben. Nachdem er stumm und den Kopf immer tiefer gebeugt mir zugehört, brach er plötzlich in heftiges Weinen aus, warf sich mir vor die Füße, bat händeringend um Verzeihung und schwang sich dann auf den Bock, die Pferde wirklich zu rasender Eile antreibend.

Wie staunte man auf dem Gut, als ich noch des Nachts zurückkehrte. Was ich dem Kutscher versprochen hatte, hielt ich und schwieg. Aber die überstandene Angst und die heftige Aufregung warfen mich für längere Zeit auf das Lager. Das Heimweh erwachte in nie gefühlter Macht in mir, an einen längeren Aufenthalt in der Steppe wollte ich nicht mehr denken. Diese nächtliche Fahrt durch dieselbe war der Grund, daß ich sie, sobald ich wieder genesen, verließ. —

Schön mag sie sein für das Auge, den Sinn und die Lebensgewohnheiten der dort Geborenen. Ihre eigenartige Beschaffenheit bietet auch dem Fremden einen geheimnißvollen Reiz; wer sie aber, wie ich, in ihrer nackten Wirklichkeit, ihrer rauhen Wildheit gesehen, der wird sich gern die Erinnerung wahren an ihr so fremdartiges Bild, die Sehnsucht nach erneutem Aufenthalt in ihr jedoch nicht empfinden. —

Neujahr in Rußland.

Um sich eine genaue Vorstellung vom russischen Winter zu machen, hat man nur an Napoleon und seine unglücklichen Heerschaaren zu denken, die der nordischen Kälte nach Hunderttausenden zum Opfer fielen und die auch ihm, dem unbesiegbar scheinenden gigantischen Eroberer, den ersten Todesstoß versetzte. Diese den langen russischen Winter andauernde bittere Kälte erreicht um Weihnachten bis zu Ende Jänner ihre höchste Intensivität. Am hellen Tage sinkt das Quecksilber bis unter 35 Grad Reaumur. Gleich Brillantensplittern glitzert der Schnee in der Mittagssonne, der die weite, unübersehbare Ebene wie ein dichter, schwerer Mantel bedeckt und schützt. Mit schneidiger Schärfe pfeift der Eiswind über dieselbe hin; nur mit dicht vermummtem Gesicht und in die wärmsten Pelze gehüllt, darf man sich an solchen Tagen ins Freie hinauswagen.

Daß der russische Gutsbesitzer auf seinem einsam

liegenden Edelhofe während dieser Zeit ohne jede Beschäftigung ist, erscheint selbstverständlich. Auch die auf einem solchen Besitze zahlreiche Dienerschaft hat nur für Ordnung im Hause und in den Ställen zu sorgen und das Stroh von den auf dem Felde in Pyramiden aufgebauten Feimen als Brennmaterial beizuschaffen für das Herrenhaus und die Dienerwohnungen, da Holz und Kohle in der weiten Steppenebene zu theuer oder wohl gar nicht zu beschaffen sind. Das fast ausschließliche Erträgniß der Felder, der Weizen, liegt schon in den Exportmagazinen des nächsten Hafens aufgespeichert. Eintönigkeit und Langeweile müßten die Bewohner der weit auseinander und immer vereinzelt liegenden Edelhöfe tödten, hätte der lebensfrohe, vergnügte Sinn des Russen nicht Auswege gefunden, auch dieser traurigen Zeit eine heitere, oft lustig-tolle Seite abzugewinnen.

So ein russischer Edelsitz repräsentirt mit den umliegenden Dienerschaftsgebäuden eine ziemlich ausgebreitete Baulichkeit, die sich aus der einförmigen Schneemasse dunkel emporhebt. Kerzengerade steigt der vom Strohfeuer mächtig entwickelte Rauch aus den Schloten empor und dient in weiter Ferne den Reisenden als Wegweiser und Führer. Wenn ein Schlitten mit dem feurigen Dreigespann, dessen Glöckchen schon einige Werst weit hörbar waren, vorbeirast, um möglichst rasch die nächste Poststation zu erreichen, so wird dies von Männlein und Weiblein und hauptsächlich

von den Haushunden als die einzige, stets neuwillkommene Abwechslung der Wintertage begrüßt.

Naht aber das Fest der Jahreswende, da wird es auf all' den Gütern und Höfen lebhaft. Jung und Alt beginnt sich zu regen und zu rüsten für das Fest und hauptsächlich für den Ball, welche beide immer bei dem ältesten Gutsherrn der Gegend abgehalten werden. Der Tanz besonders ist in Rußland bei Groß und Klein beliebt, und es dürfte in dem weiten Lande kein Edelhof ohne Tanzsaal zu finden sein. Ferner gibt ein solcher Ball, namentlich für die älteren Damen, Gelegenheit, den meist kaum zu schätzenden Reichthum an Toiletten und Schmuck zu entfalten, während der Gastgeber die Bedeutung seines Besitzes durch die fabelhafte Freigebigkeit und die wirklich herzerwärmende Liebenswürdigkeit beweist, mit der er seine zahlreichen Gäste empfängt und bewirthet. Gleich nach Tisch wird am Sylvesternachmittag der Speisesaal hergerichtet, die große Tafel gedeckt und vor Allem werden die dampfenden Samowars aufgestellt, damit die ankommenden Gäste sofort mit einem Glas duftenden Thees erwärmt werden können. Auch die Gastzimmer stehen bereits mit allem nur erdenklichen Comfort in Bereitschaft, und an den Thüren sind die Namen der Gäste verzeichnet, die da einkehren sollen. Die Frau und Töchter des Hauses machen noch schnell einen Rundgang durch die zahlreichen Räume. Mindestens hundert große Kopfkissen und ebensoviele Decken und

Matratzen hat jede vornehmere Russin für ihre Gäste zur Verfügung. Die kleineren Schlafzimmer bleiben den Frauen reservirt, während die jungen Mädchen ebenso wie die Panitschi (junge Herren) in gesonderten Zimmern beisammen bleiben. Der Hausherr geht indeß von einem Fenster zum andern, um von jeder Seite des Hauses die Ankommenden zu erspähen.

Bald kündet lustiges Schellengeklingel die ersten Gäste, und Peitschenknall, entfernten Flintenschüssen vergleichbar, zeigt die weiter folgenden an. Und nun geht's los. Vier-, auch sechsspännige, mit Bärenfellen ausgeschlagene Schlitten fahren einer nach dem andern vor, und die denselben entsteigenden Gäste werden in dem Glaskorridor, der zugleich als Wintergarten dient, empfangen. Die ganze Hausdienerschaft ist auf den Beinen, und bald biegt sich die Tafel unter den aufgetragenen Erfrischungen. Der Speisezettel wurde im Voraus für drei Tage festgesetzt und bietet das Auserlesenste an Caviar und Conserven, an Fischen, zumeist Hausen und Sterlets, an den feinsten Braten, den besten Weinen und Liqueuren, sowie thurmhohen Schüsseln mit Backwerk, die allein zur Sättigung eines ganzen Regiments ausreichen würden. Aber zunächst bezeichnen nur einige Glas Thee den Beginn der Festlichkeiten, denn Alles beeilt sich, die Toilette herzurichten, da um neun Uhr der Tanz beginnt.

Es ist bekannt, mit welcher Vorliebe die Russen Musik und Gesang pflegen. Die herumziehenden Zi-

geuner, meist aus der Walachei kommend, sind immer zur Hand, um bei den Festlichkeiten der stets freigebigen Herren aufzuspielen; sie machen besonders zur Winterszeit die glänzendsten Geschäfte. Früher, zur Zeit der Leibeigenschaft, hatte der reiche Gutsherr seine eigene Capelle, die er gewöhnlich einem deutschen Capellmeister zur Schulung anvertraute. Im südlichen Rußland existirt heute noch die aus jener Zeit stammende, dort weit berühmte Milili-Musikcapelle, deren vollendete Ausbildung und melodienreiche Vorträge der besten italienischen Musik gleichkommen. Deßhalb mangelt es auch selbst auf weit entlegenen Gütern bei festlichen Gelegenheiten fast nie an Sängern und Sängerinnen. Schubert, Schumann, Mendelssohn, Abt, alle unsere Liederfürsten sind dort traute Bekannte, deren Lieder man meist in deutscher Sprache singen hört mit einem Ausdruck und einer technischen Gewandtheit, die den Produktionen in unseren Salons durchaus in nichts nachstehen.

Ein Vorzimmer des großen Tanzsaales wurde für das Orchester hergerichtet, und mit den Klängen der Polonaise wird gewöhnlich der Sylvesterabendball eröffnet. Aber auch hier wechseln Tanz und Gesang ab bis zur elften Stunde, wo das Souper beginnt. Nun folgen Festreden und Toaste, bis die Uhr den ersten Schlag der Mitternachtsstunde anhebt. Ein rauschender Tusch des Orchesters verkündet den Beginn des neuen Jahres, der Champagner schäumt, unter gegenseitigem Beglückwünschen und Umarmen wird der

Schritt aus dem vergangenen Zeitabschnitt nach dem künftigen in der heitersten Laune unternommen. Man lebt nur dem fröhlichen Augenblick und erweist der Kochkunst alle Ehre, die der Russe als dritte im Bunde mit gleicher Liebe wie die oben genannten Künste pflegt.

Erst mit Tagesanbruch geht man zur Ruhe, die diesmal nur einige kurze Stunden währt. Will doch Niemand die officielle Gratulation am Neujahrsmorgen, das Eigenartigste der betreffenden russischen Sitte, versäumen. Lächelnd und frisch, in wieder neuen, noch prächtigeren Gewändern erscheinen die Damen und nehmen in der Runde des Tanzsaales Platz. Der Herr und die Frau des Hauses gehen in Liebenswürdigkeit auf, sie können sich in Aufmerksamkeit gegen ihre Gäste nicht genug thun. Doch nun beginnen die Glückwünsche des Hauses. Die breite Flügelthür des Saales wird geöffnet und ein prächtiges Pferd, die Mähne und den Schweif in die schönsten Locken gebunden und mit Blumen und Bändern geschmückt, wird von dem ältesten Kutscher hereingeführt, symbolisch den Wunsch der sämmtlichen Stallbediensteten bringend. Das in seinem Schmuck stolz trabende Thier wird einmal herumgeführt, dann schwingt sich die Tochter des Hauses oder das muthigste Mädchen der Gesellschaft auf dasselbe und stolzirt noch einige Male durch den Saal unter schallender Musik und dem jauchzenden Jubel der Gäste. Nun folgen Schaf- und Schweinehirt, die Aufseherin des Hühnerhofes, der Gänsebub und Andere, ein Jedes mit dem entsprechenden,

drollig aufgeputzten Thiere, welches der Reihe nach von allen Anwesenden bewundert und gestreichelt wird. Diejenigen Bediensteten, welche nicht mit den Zucht- und Hausthieren beschäftigt sind, vereinigen sich, um als Zeichen ihres Glückwunsches auf einem reich gestickten Handtuche einen Laib Brod zu bringen mit einer Grube in der Mitte, in der ein mit Salz gefülltes, silbernes Gefäß sich befindet, die uralte und noch heute übliche Begrüßungsform des Russen. Liegt für die Gäste das Erheiternde dieser Gratulation in der fröhlich dreinschauenden, sich rührend-komisch geberdenden und phantastisch aufgeputzten Dienerschaar, so liegt für diese der Zauber in der weit geöffneten Börse der Gäste. Die Rubel, die da in die Hände der Bediensteten fallen, machen zusammen ein rundes Sümmchen aus; man muß den kindlich naiven Ausdruck der Freude auf diesen Gesichtern sehen, der sich nur mit dem strahlenden Glücke auf dem Antlitze eines freudig überraschten Kindes vergleichen läßt.

Die zweite Tafel, meist nicht minder reich besetzt, wird in den Gesindestuben gedeckt. Hier werden all' die mitgebrachten Bedienten, Köche und Kutscher ebenfalls bewirthet. Dabei stehen an diesen Tagen oft achtzig bis hundert Pferde in den Ställen zu Gast, die gleichfalls aufs Reichlichste versorgt werden müssen. Aber auch der Armen wird bei dieser wie bei jeder anderen festlichen Gelegenheit in Rußland gedacht, wo jede Feier, ob Taufe, Hochzeit oder Begräbniß, mit

reichlicher Speisung der Nothleidenden und Bedürftigen endet, der für die Noth der nächsten Zeit gewöhnlich noch eine Geldspende folgt.

So, abwechselnd als Gast oder als Gastgeber, verbringt der reiche russische Grundherr den strengen, langen Winter behaglich im wohldurchwärmten Hause, umgeben von einer zahlreichen Dienerschaft und bei stets wohlbesetzter Tafel in fröhlicher Lebenslust. Der schönste Zug seines Charakters aber ist und bleibt seine herzliche, aufrichtige Gastfreundschaft. Er ist zu jeder Stunde bereit, jeden Ankömmling in seinem Hause freundlich aufzunehmen und ihn mit nie ermüdender Aufmerksamkeit zu bewirthen.

Der Muschik.

Der russische Bauer, Muschik genannt, gilt als solcher erst als zu einem besonderen Stand gehörig seit Aufhebung der Leibeigenschaft durch Kaiser Alexander II. im Jahre 1860; bis dahin gehörten außer dem Bauer zu den Leibeigenen einer Gutsherrschaft auch die niederen Handwerker, sowie die eigentliche Dienerschaft, Kutscher, Vorreiter, Kammerdiener ꝛc. Der Bauernstand war also nicht von diesen getrennt.

Bei jener edelsten und selbstlosesten Herrscherthat unseres Jahrhunderts mußte dem russischen Bauer außer seiner vollständigen persönlichen Freiheit von seinem Herrn auch ein verhältnißmäßig genügendes Stück Erde abgetreten werden als sein vollständiges Erb und Eigen, das er künftig nur für sich selbst zu bebauen hatte, auf dem er seine Hütte, sein freies Heim für Weib und Kind errichten und von dem aus es seinem Fleiß und seiner Arbeit möglich sein konnte, Hab und Gut zu mehren, gelegentlich seinen Grund-

besitz selbst zu erweitern und sich des Lebens Genuß, wie er dem vermehrten Besitz zugänglich wird, nach freiem Ermessen zu beschaffen.

Zunächst jedoch, obgleich seit jener für ihn so denkwürdigen Zeit dreißig Jahre verflossen sind, kommt dies Streben nach Erweiterung seines Besitzes bei dem Muschik sehr selten zum Vorschein. Das ihm zugewiesene Stück Land hat er wohl bebaut, mit Hilfe von Weib und Kind die mit dichtem Strohdach bedeckte Hütte aus Holz und Lehm errichtet und mit Steinen und Rasenstücken seinen Besitz eingefriedet. Auf diesem baut der Steppenbauer in Rußland, den ich hier zunächst ins Auge fasse, in regelmäßig gleichem Umfang Hanf, Kukurutz und Sonnenblumen, den ersten für die nöthige Kleidung und Wäsche, den zweiten für seine geliebte und ihm fast ausschließlich als Nahrung dienende Mamalika, die letzteren, um aus ihrem Samen das Oel auszupressen für die Zeit der strengen und lange andauernden Fasten, in denen er weder die Mamalika noch den mit dieser abwechselnden Brei aus Heidegrütze mit thierischem Fett zubereiten darf.

Die Hütte des Muschik besteht immer nur aus einem einzigen Wohnraum, der zugleich Küche und Schlafstube ist. Die Schlafstellen selbst werden im Winter auf dem eigenartig gebauten und einen großen Theil des Raumes einnehmenden Ofen hergerichtet. Im Sommer dagegen bettet er sich gern im Freien, und zwar auf dem vorstehenden Sockel seiner Hütte,

der noch von dem Strohdach geschützt, in den heißen Nächten angenehme Stunden der Erquickung bietet. In besser eingerichteten Hütten befindet sich außerdem neben der einfachen Einrichtung eines Tisches und mehrerer Holzbänke ein Bett, das mit seinen riesig großen und dicken Kissen jedoch nur als Schaustück dient — und bestenfalls von einem ausgezeichneten Gast benützt wird. Den eigentlichen Zimmerschmuck und den größten Stolz der Bewohner bilden dagegen die große Zahl der Heiligenbilder, mit denen der fromme Muschik die Wände seiner Hütte bedeckt. Am hervorragendsten Platz, über dem Tisch, hängt in einem möglichst prächtigen, oft werthvollen Rahmen ein Muttergottesbild, das immer mit frischen oder künstlichen Blumen bekränzt ist und vor welchem an jedem Samstag, sowie an jedem Marientag das rothe Flämmchen entzündet wird, bei dessen Schein der Russe dann seine Andacht verrichtet. Dies Marienbild ist in der Regel das Hochzeitsgeschenk der Brautmutter, welches sie der Neuvermählten als wichtigstes Stück für die junge Wirthschaft mitgibt. Je reicher die Erstere, desto schöner das Bild, ja bei den vornehmeren Russen wird der aus echtem Silber verfertigte Rahmen auch noch mit kostbaren Edelsteinen besetzt, so wirklich das werthvollste Stück des Haushaltes bildend.

Ein Vorhaus ist außerdem an die Hütte angebaut zur Aufbewahrung der nöthigen Hausgeräthe. Von hier führt eine Leiter auf den Boden, welcher die

eigentliche Schatzkammer des Besitzers bildet und wo sich Alles befindet, was der Muschik außer seinem Grundstück und der Einrichtung seiner Wohnstube und seines Stalles besitzt. Dieser letztere, ein mit einem schützenden Dach versehener kleiner Schuppen, der meist mitten im Garten steht, beherbergt außer dem Pferd und den sonstigen Hausthieren noch Wagen, Pflug und Egge, beides jedoch, Vieh und Geräthe, nur für die Zeit des Winters.

Vom Frühjahr bis zum Herbst sind Hütte und Stall fast immer leer, nur bewohnt vom alten Vater und dem Mütterchen des Eigenthümers und bewacht von dem bissigen, äußerst wachsamen Steppenhund, der grimmig bellend jeden von ferne nahenden Fremden zurückschreckt. Der Alte besorgt den kleinen Garten, das Futter für die etwa zurückgebliebene Kuh oder Ziege, bessert die Schäden der Lehmhütte aus, ebnet den erdigen Fußboden, verstopft die Lücken des Daches, wäscht und näht die Schaffelle zu Pelzen, am sorgfältigsten aber sammelt er die grünen Tabaksblätter, die in einem versteckten Winkel des Gärtchens gezogen werden, und hängt sie an langen Fäden zum Trocknen auf als Erquickung für ihn, für Sohn und Enkel im Winter. Das Mütterchen dagegen denkt auf Ersparnisse anderer Art. Sie bearbeitet den Hanf, spinnt den Faden zu dem groben Zeug, das sie selber webt für Hemden und Hauswäsche. Was ihr nur übrig bleiben mag von der Milch der Kuh oder der Ziege

wird zu Butter und Käse verarbeitet und sammt den ersparten Eiern und den jungen Hühnern zum Markte nach der nächsten Stadt gebracht, von wo sie die gelösten blanken Kopeken heimbringt und in ihrem Geldsäckchen heimlich sammelt als liebste Ueberraschung für den heimkehrenden Sohn oder die Tochter. Freilich hält der gute Wille nicht immer vor, denn der nationale Hang des Russen zum gebrannten Wasser überwältigt leider nur zu oft Mann und Weib, Alt und Jung, und läßt sie ihre besten Vorsätze vergessen. Da verschwinden in wenigen Stunden die ersparten Groschen dem lockenden Rausch zuliebe, dessen Ernüchterung dann einen Strom von Thränen der Reue, inbrünstiges Beten und Erneuerung der besten Vorsätze, oft auch eine gegenseitige Tracht Prügel mit sich bringt.

Aber der Muschik ist ein Philosoph. Hat er am dritten Tage bereut, am zweiten vertrunken zu haben, was er am ersten verdient, fängt er am vierten Tag wieder zu arbeiten an, trinkt dann wieder und bereut wieder und so fort, sich so das Leben abwechslungsreich und niemals allzu schwer machend.

Er hat im Frühjahr sich mit Weib und Kindern, Pferd und Wagen auf ein benachbartes Gut verdingt, wo er über den ganzen Sommer bis zum Spätherbst bleibt und in der endlosen Steppe unter freiem Himmel wohnt und schläft, bei Regenzeit seinen Wagen halb umstürzt und mit Stroh bedeckt, damit er so ihm und den Seinen Schutz biete. Der dauernde Aufenthalt

in den Weizenfeldern behagt ihm am besten, und je größer seine Kinderschaar, desto ausgiebiger ist seine Entlohnung, daher rechnet auch der Muschik seinen Reichthum nach den Köpfen seiner Lieben. Der kleine Knabe kann mindestens die Ochsen vor dem Pfluge oder auch vor dem Wagen lenken, das kleine Mädchen die Flugmaschine zur Reinigung der Kornfrucht drehen oder die zurückgebliebenen Aehren mit dem Rechen auf dem Felde sammeln, während die größeren Kinder sich an der Aussaat betheiligen, sich zu den Schnittern gesellen, die Garben binden, die Dreschmaschinen bedienen und die gefüllten Säcke der Reihe nach lagern. Die jüngeren Weiber sind um die großen eingemauerten Kochkessel beschäftigt mit der Zubereitung der nationalen Suppe, des Borschtsch, einer Mischung von Fleisch, Kraut und Kartoffeln, welche in einem mit Weizenkleie gesäuerten Wasser aufgekocht werden, sowie des nährenden Maisbreies, der Mamalika; denn es arbeiten oft auf einem größeren Gute über sechshundert Bauern, deren Hunger zweimal des Tages ausgiebig gestillt sein will. Die kleinsten, noch nicht zur Arbeit verwendbaren Kinder laufen, bloß mit einem groben Hemdchen bekleidet, um ihre Mütter herum und suchen sich nützlich zu machen durch Zutragen der Speisen, oder sie schälen mit ihren kleinen Händchen die Kartoffeln und schieben das Stroh — das einzige Feuerungsmittel der waldlosen Steppe — unter den Kessel. Leider ereignen sich dabei nicht selten Unglücksfälle; ich selbst war

Augenzeuge, wie das Hemdchen eines armen Kleinen Feuer fing und dieser den Brandwunden erlag; ein anderes Mal fiel ein kleines Kind in die siedende Suppe und wurde halb verbrannt aus dem Kessel gezogen. Die schwere Arbeit und die Sorgen jedes neuen Tages gestatten jedoch auch in einem so schrecklichen Falle den Eltern keine lange Trauer; der Pope kommt, segnet die kleine Leiche ein, man trägt sie auf den düsteren Friedhof des Gutes und die Angehörigen vertrinken ihren Schmerz in der Schänke, die vor dem Einfahrtsthore eines jeden Edelhofes zu finden ist.

Taufen, Hochzeiten und Leichenbegängnisse zählen überhaupt in diesen sommerlichen Steppenlagern nicht zu den Seltenheiten. Die beiden ersteren werden stets des Sonntags abgehalten, wo die Arbeit ruht und das lustige Gelage vor der Schänke von Früh bis Abends währen kann. Am feierlichsten aber wird der Taufact vollzogen. Man bringt das neugeborne Kind in den Hof und bittet ganz einfach die Gutsherrin oder deren Söhne und Töchter zu Taufpathen für dasselbe, was in der Regel niemals abgeschlagen wird. Sogleich wird dann der Pope gerufen und die Ceremonie in den Garderobezimmern derart vollzogen, daß der Täufling dreimal in ein mit geweihtem Wasser gefülltes Becken getaucht und darauf in ein großes Stück Leinen gehüllt wird, welches als Taufgeschenk den Eltern verbleibt. Außerdem noch meist mit Kinderwäsche beschenkt, kehren diese nach dem Taufmahl in der Schänke auf

die weite Steppe zurück, um am nächsten Morgen die unterbrochene Beschäftigung wieder aufzunehmen.

Die Auszahlung des Lohnes erfolgt jeden Samstag Abend durch den Verwalter an den Muschik. Während dessen ziehen die Frauen nach dem nächsten Bache, wo sie, in langen Reihen im Wasser stehend, ihre Wäsche derart reinigen, daß sie dieselbe mit hölzernen Plätten auf einem Stein schlagen und immer frisch ins Wasser tauchen. Die Wäsche wird dann zum Trocknen so gespannt aufgehängt, daß sie weder gerollt, noch geplättet zu werden braucht.

Außer dem obligaten Schafpelz und der Pelzmütze besteht die Kleidung des Muschik nur noch aus einer Leinenhose und einem Leinenhemd, das er über der Hose zu tragen pflegt und mit einem Ledergurt oder einer farbigen Binde um die Hüften befestigt. Im Winter trägt er eine Lederhose und den Pelz nach innen, so daß er ganz in einem Lederanzug steckt, in welchem ihm auch die strengste Kälte wenig anhaben kann. Die Frauen, namentlich die jungen Mädchen, tragen mit Vorliebe auch bei der Arbeit die farbenreiche sogenannte kleinrussische Nationaltracht, die ihnen auch vorzüglich steht. So ein sonnverbranntes hübsches Gesicht nimmt sich zwischen den bunten Bändern des Kopfputzes und wie aufgesetzt auf die schimmernden Halsperlen doppelt vortheilhaft aus, und die blau und roth ausgenähten Hemden kleiden die von Gesundheit strotzenden Mädchen besonders gut.

Am wohlsten fühlt sich der Muschik mit den Seinen des Sonntags beim Tanz auf dem kurzgeschnittenen Rasen vor der Schänke und bei der Musik einiger Zigeuner, die niemals fehlen, denn neben dem Schnaps sind Musik und Gesang das Lebenselement des Russen. Was er durch eine ganze Woche in saurer, schwerer Arbeit verdient, jagt er am Sonntag Nachmittag fast regelmäßig durch die Kehle, denn Trinken versteht er nur dann als Genuß, wenn es mit Bewußtlosigkeit endet. Ich frug einmal einen Gutsherrn, warum man die Schänke immer bei dem Eingang zum Edelhof errichte und so den Leuten wie absichtlich die Gelegenheit zu dem sinnlosen Trinken biete, worauf mir derselbe mit einem vielsagenden Lächeln zur Antwort gab, daß dies wirklich mit Absicht geschehe. Würde der Muschik seinen Lohn nicht vertrinken, müßte er bei dem billigen Lebensunterhalt und seinen sonstigen geringen Bedürfnissen rasch wohlhabend und unabhängig sein, und dann gäbe es bald keine Arbeiter mehr. So aber erhalte er Samstag sein Geld, lebe Sonntags dem heißersehnten Genuß, für welchen er dasselbe gern opfere, und fange dann am Montag wieder an zu arbeiten, um sich den fröhlichen Sonntag von Neuem zu sichern. Das sei nun einmal so und auch ganz weise eingerichtet. Der Bauer fühle sich dabei glücklich und dem Gutsherrn werden die nöthigen Arbeitskräfte erhalten.

Bemerkenswerth ist noch der allen Naturvölkern

eigene unerschütterliche Aberglaube des Muschik, von dem ich einige Beispiele selbst erlebt habe. Zur Zeit meiner Anwesenheit herrschte ein außergewöhnlich heißer, trockener Sommer. Der Weizen sollte in die Blüthe kommen, aber die Halme schienen in der sengenden Hitze abzusterben, und noch immer wollte sich an dem reinen blauen Himmel keine Regen verheißende Wolke zeigen. Die älteren Arbeiter meinten, es zeige dies, daß Gott zürne und daß ein Opfer gebracht werden müsse, ihn zu versöhnen. Und nun wurde eine überlebensgroße Puppe aus allerlei Stoffen und Leinen angefertigt, mit Stroh ausgestopft, von den Weibern nach einem entlegenen Ort getragen und dort unter lautem Weinen und Wehklagen in einer frisch aufgeworfenen Grube bestattet. Und siehe da, der Zufall wollte, daß es am nächsten Tage wirklich regnete. Darob großer Jubel in der Steppe und laute Dankgebete zum Himmel, daß er des Volkes Opfer angenommen. — Ehe der Muschik etwas Neues unternimmt, eine wichtigere Fahrt, einen Viehkauf oder sonst einen bedeutenderen Entschluß zur Ausführung bringen will, wählt er sorgfältig den Tag dazu. Den Montag, Mittwoch und Freitag, letzteren besonders, sieht er entschieden als Unglückstage an und würde nicht davon abzubringen sein, daß alles an diesen Tagen Unternommene unglücklich ausgehen müsse. Dagegen werden Sonntag, Dienstag, Donnerstag und Samstag als jedem frischen Beginn günstig betrachtet, und die Zuversicht, mit der er auf diesen Glauben baut, mag

sich oft genug in einem durch dies Vertrauen herbeigeführten günstigen Ausgang bewähren.

Als großes Unglück bedeutend wird das dem Hahnenschrei ähnliche Krähen einer Henne angesehen, was diese sofort mit dem Leben bezahlen muß. Unglück bringt auch das Begegnen leerer Gefäße, dagegen wird es mit großer Freude begrüßt, wenn Einem Jemand mit gefüllten Wassereimern entgegenkommt.

Wie weit die geistige Begabung des russischen Bauern reicht, ist bei seinem heutigen Zustand unmöglich festzustellen. Die Volksschulen, erst in den letzten zwei Decennien eingeführt, haben bis jetzt auf seine Entwicklung nur einen sehr geringen oder auch gar keinen Einfluß geübt, und der allerdings vorhandene Schulzwang wird noch auf lange hinaus nicht vermögen, es dem Bauer als Pflicht erscheinen zu lassen, daß seine Kinder auch wirklich etwas lernen. Buch und Feder und eine ruhige, gleichmäßige Lebensweise im beschränkten Raum seines Eigenthums und seiner Hütte haben für ihn absolut keinen Reiz, die Freiheit der Steppe, das ungebundene Leben dort sind die Elemente, in denen allein er sich wohl und glücklich fühlt und die er erst verläßt, wenn Alter und Hinfälligkeit ihn an seine Hütte fesseln. Namentlich aber zeigt er keine Neigung, ein Handwerk zu erlernen, das im südlichen Rußland fast ausschließlich von den Juden betrieben wird.

Wie jener Gutsherr mich beschied, daß der Muschik

arm bleiben müsse, um seine Arbeitskraft dem Feldbau zu erhalten, genau so scheint auch die Regierung mit ihm vorgehen zu wollen. Sie handelt nach dem Grundsatze, daß die Aufklärung nicht für den tauge, der nicht Ursache habe, über seine Lage nachzudenken, und im großen, weiten Czarenreiche gehört in erster Linie der Muschik zu dieser Gattung.

Russische Frauen.

Eindringlich und vielleicht mehr als unserer nationalen Entwicklung dienlich, beschäftigt sich nach dem Beispiel der französischen Tagesliteratur auch die deutsche mit den Erscheinungen des literarisch-künstlerischen und öffentlichen russischen Lebens. Am wenigsten jedoch wurde bisher der so eigenartige, und von unsern Sitten und Gewohnheiten so verschiedene Wirkungskreis der russischen Frauen beachtet. —

Als russische Frau in Bezug auf ihre Lebensgewohnheiten im Gegensatz zu den Sitten ihres Mannes können wir hier nur die Frau des größeren und kleineren Gutsbesitzers betrachten. Wie nach einem zum Glück nur ironisch vielcitirten Ausspruch bei uns der Mensch erst beim Baron anfängt, fängt er in Wirklichkeit in Rußland erst beim Gutsbesitzer an. Ein nach unserer Vorstellung Mittel- oder Bürgerstand existirt in Rußland nur in den großen Handelsstädten, und der Bauer ist trotz seiner Befreiung der

Hörige des Gutsbesitzers geblieben. Frau und Töchter desselben haben mit ihm und seinen Söhnen die vollständig gleiche ausschließlich physische und schwere Arbeitslast zu tragen. Von aparten Sitten und Lebensgewohnheiten, die Frau und Mann unterscheiden, kann daher in diesen Schichten nicht die Rede sein.

Dagegen wird dieser Unterschied bei dem russischen Gutsbesitzer sofort augenfällig. Von einem Anpassen an die Lebensart des Mannes, falls er wirklich der Herr seines Besitzes ist, von einer Theilnahme an der Bewirthschaftung seiner Güter, ja nur an der Führung seines Hausstandes ist bei der vornehmen Russin nie die Rede. Ihre Prunkliebe und die Pracht ihrer Lebensführung stehen nur insofern im Verhältniß zu der Stellung und dem Vermögen ihres Mannes, als sie sich mit dem Rang und der Größe desselben steigern, in vielen, ja in den weit größeren Fällen über diese Grenzen hinausgehen.

Ein russischer Edelhof, ob von größerem oder kleinerem Umfang, findet sich fast immer derart eingetheilt, daß von einem großen Entrée links die Thür in den Empfangssaal, rechts in den Speisesaal führt. Im Fond folgt dann die zweite Abtheilung einerseits mit dem Herrenzimmer, dem Lesekabinet, dem Arbeitszimmer und bei ausgedehnterem Bau anstoßenden Schlafzimmer des Herrn, andererseits das kleine Empfangszimmer der Herrin mit anschließendem Boudoir, den Garderoberäumen und zwei bis drei Kinder- und

Lehrzimmern. Nach diesen Räumlichkeiten folgen dann gewöhnlich noch einige Gastzimmer, die bei der sich unausgesetzt ablösenden Gastfreundschaft der benachbarten Gutsbesitzer eine absolute Notwendigkeit sind. Die Küche befindet sich regelmäßig in einem Nebengebäude untergebracht, zu dem ein gedeckter Gang führt, und auch die zahlreiche Dienerschaft eines russischen Edelhofes wohnt in von demselben getrennt erbauten Häusern.

Selten besucht namentlich die weibliche Jugend der besseren Stände in Rußland eine öffentliche Schule. Ursache ist der Mangel an solchen, die auch den bescheidensten Ansprüchen genügen würden. Nur die Kinder des Bauern sind gezwungen, eine oft weit entfernte öffentliche Schule zu besuchen, die sie nach wenigen Jahren ebenso unwissend und unaufgeklärt wieder verlassen, wie sie dieselbe betraten. Der Gutsbesitzer sowie der nicht eine große Stadt bewohnende russische Beamte ist für seine Kinder auf den häuslichen Unterricht angewiesen, falls er sich nicht entschließt, was nicht häufig geschieht, sich von denselben zu trennen, um sie in den wenigen und äußerst kostspieligen Erziehungsinstituten in St. Petersburg, Moskau, Kiew, Warschau, Odessa oder gar in Dresden, welche Stadt in dieser Hinsicht beinahe als eine russische Colonie anzusehen ist, unterzubringen. Daß die einzelne Erziehung des Kindes im Hause nothwendig eine einseitige werden muß, ist klar. Nur in den reichsten

Häusern wird ein wissenschaftlich gebildeter Hofmeister angestellt, welcher die vollständige Erziehung der Knaben übernimmt und sie zur Aufnahme für ein Staatsinstitut vorbereitet, und auch den Mädchen in der Muttersprache den Unterricht zu ertheilen hat. Für die letzteren ist es im Allgemeinen die ausländische Gouvernante, welche die gesammte geistige Ausbildung sowie deren speciellen Schulunterricht übernimmt. In früheren Zeiten waren es ausschließlich Französinnen, welche für dies so schwierige und verantwortungsvolle Amt gesucht wurden. Doch die Oberflächlichkeit und der häufige Mangel am nöthigen Ernst der graciösen Französin führten nicht selten zu den mißlungensten Resultaten, und deshalb wird jetzt fast ebenso ausschließlich der deutschen Erzieherin der Vorzug gegeben, und für die in Rußland noch immer vorzugsweise gepflegte französische Umgangssprache wird meistens eine Bonne aus der Schweiz engagirt, die selbstverständlich der tüchtig gebildeten deutschen Erzieherin geistig und gesellschaftlich untergeordnet bleibt.

Der Unterricht der Mädchen beschränkt sich durchschnittlich auf die französische und deutsche, später dann auch die englische Sprache, Geschichte, Geographie, Literatur, je nach der Leistungsfähigkeit und hauptsächlich je nach der Gewissenhaftigkeit der Lehrerin. Musik und Gesang werden in Rußland mit außerordentlicher Vorliebe gelernt und sind manchmal die Opfer sehr groß, die man dort für die musikalische

Ausbildung bringt. — Daß unter solchen Umständen und dadurch, daß oft nur eine Person mit der Ausbildung der jungen Mädchen betraut bleibt, an ein Reichthum des Wissens oder doch eine gewisse Vollendung der Erziehung nach unseren Begriffen nicht zu denken ist, wird ganz natürlich erscheinen. Auch der oftmalige Wechsel der Lehrerin sowie nicht selten die Engherzigkeit und der unverzeihliche Hochmuth mancher Mutter, die so gern derselben rücksichtslos die Herrin zeigt, lockern das nothwendige Ansehen der Erzieherin und vereiteln ein günstiges Resultat, das nur durch das Erhalten der als tüchtig erkannten Gouvernante erzielt werden kann. Diese selbst gewöhnt sich nur äußerst selten an das einförmige, für sie von allem gesellschaftlichen Verkehr ausgeschlossene Leben im Lehrzimmer. Dazu die öde Steppe, die so fremdartigen Menschen und Sitten, sowie schließlich die ihr unverständliche Sprache, welche ihr den Verkehr mit der Dienerschaft nur durch die Verdolmetschung Seitens ihrer Zöglinge ermöglicht, erschweren ihr in oft unerträglicher Weise die Existenz, das Heimweh stellt sich ein, und ist dann ihre Umgebung noch außerdem lieblos und ohne Verständniß für das Empfinden des fremden, sich vereinsamt fühlenden Geschöpfes, dann hat die Stellung der Gouvernante begreiflicher Weise keine Dauer, und so oft es da zum Bruche kommt, ebenso oft zerreißt der Faden eines gedeihlichen Unterrichts, der zum Schaden der Kinder dann von neuem

begonnen werden muß, und so wird zumeist nicht einmal jenes Ziel erreicht, das selbst bei minder befähigten Kindern und einer minder entsprechenden Erzieherin durch einen gleichmäßig ruhigen Gang der Entwicklung immerhin zu ermöglichen wäre.

In dieser unsicheren Art und in einem zumeist auch nur oberflächlich betriebenen Wissen werden nun die jungen Mädchen jahrelang in einem ruhig gelegenen Zimmer des einsamen Wohnhauses gedrillt, ohne anregenden Umgang mit der Außenwelt, ohne vergleichende Beobachtung mit den Erscheinungen des öffentlichen Lebens. Kein Wunder, daß ihnen der Unterricht zur Spielerei, meist auch zur Qual wird, und daß sie sich sehnen, durch eine standesgemäße Verlobung von derselben endlich befreit zu werden. Die einzige Abwechslung bieten die in wahrhaft verschwenderischer Gastfreundschaft gefeierten häuslichen oder Jahresfeste, die immer von Tanzvergnügen und musikalischen Produktionen begleitet sind, und die in regelmäßigen Zwischenräumen die nicht zu entfernt wohnende Gutsnachbarschaft abwechselnd in dem einen und anderen Edelhofe zusammen führt. So kommt es auch, da die jungen Mädchen keine andere Gelegenheit zu Bekanntschaften haben, daß die Heirathen fast immer nur in der Nachbarschaft stattfinden, daß sie dem stark ausgesprochenen Nebenzweck der Zusammenlegung von Gütern oder der Regelung mißlich gewordener pekuniärer Verhältnisse dienen, und daß schließlich in

einem übersehbaren Kreis oder Bezirk sämmtliche Gutsbesitzer oder höhere Beamte gegenseitig verwandt und angehörig sind. Ein Umstand, der zur Wahrung des conservativen Charakters der bessern russischen Gesellschaft viel beigetragen, und der auch das patriarchalische Verhältniß erklärt, in dem ganze Distrikte des weiten Landes sich zueinander befinden.

Hat endlich die stattgefundene Verlobung die junge russische Dame von den Fesseln der langweiligen Erziehungsmethode befreit, dann werden Bücher und Noten wie lästig gewordene Gesellschafter verlassen, um in vielen Fällen nie wieder hervorgezogen zu werden. Denn nun naht auch für sie der schönste Tag ihres Lebens, so bezeichnend bei uns der „Ehrentag“ genannt, der ihrer Hochzeit. Ob ein Herzensbund geschlossen wird, ob nur conventionelle Rücksichten das Band geschlungen, das reiche russische Mädchen, in beständiger Einsamkeit und Abhängigkeit erzogen, wird sich dieses Unterschiedes kaum bewußt. Ihr Sinnen und Denken gilt jetzt nur dem Glanz ihrer Ausstattung in Wäsche, Kleidern und Pelzen aller Art, den schweren Seidenroben, den duftigen Spitzen und den unzähligen Kleinigkeiten, die in allen Zimmern jetzt vor ihr ausgebreitet liegen, und die sie als ihr Eigenthum ansehen darf. Eltern und Verwandte, mit denen die Freigebigkeit des Bräutigams wetteifert, bringen ihr die schönsten Schmucksachen, mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt, zum Geschenk, sie ist jetzt der Mittelpunkt alles dessen, was um sie geschieht,

alle Welt umgibt sie mit der liebenswürdigsten Aufmerksamkeit, und die zarten Neckereien der Freundinnen erhöhen nur die ahnungsvolle Wonne der sie erwartenden Glückseligkeit, deren Widerschein belebend und steigernd ihre Schönheit und Anmuth umstrahlt.

Ein Hochzeitsfest in Rußland, namentlich auf dem Lande, dauert drei volle Tage. Am ersten Tage versammeln sich die Gäste, um der Braut ihre meist sehr werthvollen Geschenke zu bringen. Auch werden dort statt Brod und Salz, wie es die Landessitte zum Beglückwünschen erheischt, kunstvoll aufgebaute Torten überreicht. Den ersten Abend, den man bei uns als den Polterabend bezeichnet — nennt man in Rußland den Mädchenabend (дѣвичникъ). Die Braut erscheint in einem lichtblauen oder rosenfarbenen duftigen Kleide, die andern Mädchen wählen die Farben ihrer Toiletten nach ihrem Geschmack. Dieser Beginn des Festes gleicht einem vornehm arrangirten Ball und wird bei Musik und Tanz bis zum nächsten Tagesanbruch fortgesetzt.

Am zweiten Tage wird der große Saal in eine Kirche verwandelt, oben in der Mitte der Altar errichtet, wo dann der Priester die Beichte abnimmt. Zuerst beichtet die Braut, dann der Bräutigam, später auch noch die Eltern. Alle erscheinen in dunklen, bescheidenen Kleidern, der andächtigen Ceremonie entsprechend.

Nach der Beichte wird die Braut in ihr Zimmer zurückgeführt, um nun von ihren Freundinnen voll-

ständig neu gekleidet und als Braut geschmückt zu werden. Ein langes weißes Kleid mit Myrthen oder Orangeblüthen geputzt, gewöhnlich ein Meisterwerk aus einem ausländischen Schneideratelier, von wo überhaupt die ganze Garderobe der Braut bezogen wurde, schmückt die jugendliche Gestalt, deren Heiterkeit und strahlende Freude nun einer ernsten Sammlung gewichen ist. Kranz und Schleier pflegt ihr eine der verwandten Frauen, wenn nicht die Brautmutter selbst, in den Haaren zu befestigen, und gewählt wird immer nur jene dazu, die in einer glücklichen Ehe lebt, damit sie dieses Glück auch auf die Braut übertrage. Sobald die Braut sich von dem Stuhle erhebt, auf dem sie während des Ankleidens saß, nimmt rasch eines der sie umringenden Mädchen darauf Platz, und diejenige, der es gelang, die erste zu sein, glaubt noch in demselben Jahre Braut zu werden.

Der Brautführer führt sodann die Braut in den Saal, wo sie der Priester im Galaornate erwartet. Die zwei Elternpaare oder deren Stellvertreter und der Bräutigam harren ihrer dort. Der Bräutigam geht ihr einige Schritte entgegen, nimmt sie an der Hand und nun fallen Beide auf die Kniee vor den Eltern, um den Segen derselben zu erbitten. Dies ist der rührendste Moment des Festes. Während desselben schiebt die Mutter der Braut dieser eine in ein Seidenband gewickelte Goldmünze mit dem Bilde der Gottesmutter, den sogenannten Mariendukaten, in's

Leibchen, welchen die junge Frau dann später an einer feinen Goldkette befestigt, als Amulet verborgen um den Hals zu tragen pflegt. Sobald von Eltern und Verwandten Abschied genommen und die Segenswünsche ertheilt wurden, treten zuerst das Brautpaar und nach ihm die langen Reihen der Gäste vor den Altar, wo der ewig bindende Schwur der nun Neuvermählten geleistet wird.

Alle jungen Mädchen sind heute gleich der Braut vollständig in Weiß gekleidet, das reine Glück der Unschuld scheint auf die duftigen Gestalten niederzuschweben, ein Hauch himmlischer Verklärung scheint das erhebende Fest zu weihen.

Nach der Trauung beginnt das Hochzeitsmahl und am Abend wieder der Ball. Nach der Tafel nimmt die Brautmutter der Neuvermählten den Kranz ab, mit dem sich dann abwechselnd die jungen Mädchen schmücken, und ersetzt ihn durch eine der prachtvollen russischen Hauben, dem Symbol der Frauenwürde.

Am dritten Tage wird noch Vormittags getanzt und erst nach der Abschiedstafel, die gewöhnlich erst gegen Abend endet, rüstet sich das neue Paar zur Abreise.

Vor die breite, mit Teppichen belegte Treppe des Edelhofes braust das erste Viergespann vor, ein prächtiger Wagen mit feurigen Pferden der besten Race, welche der Vater seiner Tochter als ihr Eigenthum für den neuen Haushalt mitgibt. — Noch ein letzter,

rührender Abschied — und nun steigt das junge Paar ein, die Peitsche knallt, die auf der Terrasse aufgestellte Musikkapelle, welche während der drei Festtage die Tanzmusik zu besorgen hatte, beginnt noch einmal lebhaft den Hochzeitsmarsch, unter dessen Klängen, dem Abschiedsruf der Gäste, sowie einem Hagel der feinsten Bonbons, die man dem Wagen nachwirft, die Neuvermählten abfahren, dem neuen Heim, der neuen Zukunft entgegen.

Und nun beginnt die Zeit der uneingeschränktesten Lebenslust, die Zeit der Vorstellungen, der Besuche und Festlichkeiten, die mit dem Hochzeitstage nicht enden, sondern nur eine andere Form erhalten. Kaum hat die junge Frau das eigene Heim betreten und sich — am eigenen Herd kann man wohl nicht sagen — im eigenen Empfangssaal und Boudoir nach Wunsch und Behagen prächtig eingerichtet, dann beginnen die Besuche sich bei ihr einzustellen, die Gastereien werden womöglich noch pomphafter als früher ausgeführt, die Besuche müssen dann erwidert, das Gebotene überboten werden. Wie früher der Lebenslauf des russischen Mädchens sich fast ausschließlich im Lehrzimmer abschloß, so schließt er sich für die russische Frau in den Salon und das Boudoir ein, und ihr Bemühen gilt nicht dem Ruf einer tüchtigen Hausfrau und Gutsherrin, sondern dem einer immer liebenswürdigen, gastfreundschaftlichen, zu Empfang und Festlichkeiten stets bereiten Gutsnachbarin.

Wer aber, wird man fragen, überwacht die häuslichen Angelegenheiten, die Küche, die Speisekammer, den Keller? Diese werden in selbst nicht sehr reichen russischen Häusern meistens der Obsorge der zahlreichen Dienerschaft überlassen. Diese hat dann dem Herrn des Hauses über ihr Thun und Gebahren Rechenschaft abzulegen. Die schwere Aufgabe der Verwaltung des Besitzes sowie der häuslichen Wirthschaft bleibt also ganz dem Mann überlassen, der auch die Sorge für den Zusammenhalt der nicht immer verläßlichen und gewissenhaften Bediensteten zu tragen hat. Die Sorgen der Frau gelten nur ihrem persönlichen Wohlbefinden, ihrer Toilette, den Spazierfahrten und Besuchen, sowie den zu arrangirenden Festlichkeiten. Die Existenz der vornehmen Russin ist daher in Wahrheit feenhaft zu nennen. Die Räume ihrer Behausung sind mit allem nur erdenklichen kostbaren Luxus ausgestattet. Die Pracht ihrer Toiletten wetteifert mit der höchsten Eleganz der Pariser Gesellschaft, ihre Garderobe selbst wird zumeist bis in die kleinste Einzelheit von Paris, Wien oder Berlin bezogen. In ihrem eigenen Hause harren zahlreiche Hände ihres Winkes, ihr Wunsch ist Befehl, selbst ihrer capriciösesten Laune stehen die Mittel zur Ausführung bereit. Das schönste Viergespann in den Stallungen gehört ihr, die bequemsten Wagen, jeder Witterung angepaßt, sind ihr Eigenthum. Sie besitzt ihren eigenen Leibkutscher, der die Equipage seiner Herrin zu seinem eigenen Vortheil stets im

glänzendsten Stande zu erhalten sucht und ohne Rücksicht auf die Kosten bemüht ist, die Pracht derselben über alle Rivalen siegend zu machen. So gleicht das Leben einer eleganten russischen Frau in Wahrheit einem schönen Traum, in welchem orientalische Sultaninnenpracht sich mit den raffinirten Genüssen der westlichen Civilisation vereinigt. Wohl ihr, wenn sie bis an ihr Lebensende sich der ungetrübten Fortdauer dieses Daseins erfreuen kann.

Leider ist dies nicht immer, und in neueren Zeiten immer seltener der Fall. Denn wo es dem Herrn des Hauses, der in Rußland mehr als irgendwo auf sich allein gestellt ist, an der nöthigen strengen Umsicht fehlt und an der Beherrschung der Verhältnisse, die jeder Haushalt, sei er groß oder klein, bedarf, da verlassen die guten Hausgeister ihren Sitz, und der so behaglich eingerichtete Train des Lebens geräth gar bald aus dem Geleise, und rascher oft, als man es denken, früher, als man sich besinnen konnte, geht die ganze, so wohlige und für die Besitzenden so selbstverständliche Herrlichkeit in Trümmer. Wie gesagt, dieser Zusammenbruch glänzend aber auf ungesunder Grundlage aufgebauter Existenzen erfolgt in Rußland häufiger als man es glauben sollte, und unter hundert sorglos dahinlebenden Familien gehen mehr als die Hälfte zu Grunde. Welch jammervolles Bild dann so eine früher glanzvolle, herabgekommene Größe bietet, kann man sich leicht vorstellen.

Zum Glück für dieselben gehören Gutherzigkeit und eine nicht zu ermüdende Gastfreundschaft zu den hervorragendsten Eigenschaften des Russen. Der neue Eigenthümer des Gutes überläßt oft dem früheren Besitzer eine kleine Behausung und versorgt ihn mit dem Nöthigsten, oder aber dem Bedrängten wird auf Fürsprache der noch einflußreichen Verwandten eine der besser bezahlten Beamtenstellungen verliehen, die eigentlich nur Sinecuren sind und fast sämmtlich als Zufluchtsstätten dienen für die derart vom selbstverschuldeten Schicksal Ereilten.

Ebenso fremd wie die uns natürlich scheinende Wirksamkeit im Hause oder in der Küche, ist der Russin die den Segen einer behaglichen Häuslichkeit bildende weibliche Handarbeit. Nur zuweilen sieht man die Hände einer russischen Dame mit der dort beliebten Kreuzstich-Stickerei beschäftigt, durch welche nach alter Sitte ein kleinrussisches Nationalcostüm geschmückt wird, in dem sich bei festlichen Gelegenheiten die jungen Mädchen gerne zeigen. Auch werden da und dort die gebräuchlichen breiten Bordüren auf die Handtücher gestickt, und zwar immer in kräftigen ornamentalen Mustern und in den ausgesprochenen Farben roth, blau und schwarz. Dies ist die einzige Nadelarbeit, zu der sich die russische Frau versteht, und die bei einigermaßen fleißigen Damen als Ausnahme von der Regel das allgemein angestaunte Resultat mit sich bringt, daß den Garderobekasten eine Zahl selbstgeschmückter, bunter Wäsche ziert. Das Material zu

diesen Arbeiten besorgt der für einen russischen Haushalt namentlich auf den abgelegenen Edelhöfen ganz unentbehrliche Hausirer, dort allgemein und merkwürdiger Weise „Ungar“ genannt, der bei einem wirklich großen Umsatz auch meist glänzende Geschäfte macht. Als Voraussetzung hierzu dient ihm der durch Beobachtung und Erfahrung scharf entwickelte Sinn, mit welchem er den Neigungen und Bedürfnissen der weiblichen Bewohner der Steppe entgegen zu kommen versteht, die dann auch ausschließlich auf ihn für die sonst schwer zu erlangenden Stoffe und Waaren angewiesen sind! Man begegnet diesem wandernden, speculativen Kaufmann in der russischen Steppe allerwärts. Der Anfänger trägt wohl sein Lager an Putz und Kostbarkeiten auf dem eigenen Rücken, der bereits eingeführte und bekanntere Ungar jedoch kommt mit dem Wagen angefahren, welcher schwer beladen ist mit Leinwand und Kleiderstoffen, mit fertiger Wäsche und fertigen Kleidern, mit Toilettegegenständen aller Art und besonders reichlichen Cosmetiques, zumeist aber mit gewirkten Strümpfen, die seinen Hauptabsatz bilden, da bei der schlechten Qualität derselben der Verbrauch ein geradezu massenhafter ist. Denn einen Strickstrumpf sieht man in Rußland nur in der Hand der ärmeren jüdischen Frauen, die einzigen zugleich, die einige Gewandtheit mit der Nadel besitzen, um für sich Kleidungsstücke und Wäsche zu verfertigen oder sich damit ihr Brod zu verdienen.

Neben dieser Versorgung des laufenden Hausbedarfes durch den Ungar gilt es für die reiche Russin als Gesetz und absolute Nothwendigkeit, einmal im Jahre in's Ausland zu fahren zum Einkauf und zur Erneuerung der Wäsche und der Toiletten. Das ist so selbstverständlich, daß dort, wo die Frau des Hauses verhindert ist, eine Angehörige, die in Sachen des Geschmacks und der Mode verläßlich ist, mit dieser Mission betraut wird. Denn Geschmack und Mode gilt für die Russin nur bei Gegenständen, die aus dem Ausland kommen, und die noch im Besitze einer Anzahl Rubel befindliche russische Frau würde unglücklich sein, wenn sie dieselben nicht — im Ausland ausgeben könnte. Allerdings wurde in neuerer Zeit zur Verzweiflung derselben der Import dieser sogenannten ausländischen Luxusgegenstände durch horrende Zollsätze erschwert. Aber dies hindert denselben keineswegs, und hat nur die Folge, daß die Prachtliebe der Russin und ihr meist wirklich feiner, seltener Geschmack, von dem die ausgesuchte Eleganz ihrer Behausung und ihrer Erscheinung das beste Zeugniß gibt, ihrem Haus- und Eheherrn nur noch theurer zu stehen kommt und den so häufigen Verfall ihrer gesammten Existenz beschleunigt. —

Daß dort, wo die Frau nicht die treue, an jeder Sorge und Freude theilnehmende Gehülfin des Mannes ist, ein wirklich häusliches Glück und eine wahrhaft beglückende, das gegenseitige Wohl und Behagen fördernde

Ehe nicht bestehen kann, braucht keinen Beweis. Und mag der Glanz eines solchen Hauses auch ungetrübt bleiben, möge Luxus und Pracht ihre Bedürfnisse aus unversiegbaren Quellen schöpfen, die Frau, die in herzlicher, vertrauender Mitarbeiterschaft an dem Lebenszweck eines wackern Mannes theilzunehmen berufen wurde, welche die schwere Verantwortung der Erziehung ihrer Kinder mit ihrem Manne theilt, ja wie bei uns sie häufig allein tapfer übernimmt und trägt, diese Frau wird eine so zwecklose Vergeudung des Daseins wie die geschilderte auch unter den glänzendsten Verhältnissen weder beneiden noch zu beneiden Ursache haben.

Ohne Hände.

Pawel Nikolajewitsch galt als einer der liebenswürdigsten und glänzendsten Officiere der Petersburger Gesellschaft. Jung und elegant, ein bestrickend schöner Mann und dabei von bezaubernden Umgangsformen, war er, wenn er in einem vornehmen Salon erschien, sofort der Mittelpunkt desselben und vor Allem der allerwärts vergötterte Liebling der Damenwelt. Man wußte ferner von ihm, daß sein Vater in Podolien ausgedehnte Güter besitze, über welche er heute oder morgen zu verfügen haben werde, und dies erhöhte in den Augen seiner Bewunderer nur noch seine glänzenden Eigenschaften, und ließ es begreiflich und verzeihlich erscheinen, wenn der so lebhaft umworbene, das Leben in seinen scheinbar erlesensten Genüssen in vollen Zügen schlürfende Officier auch hie und da einem leichtsinnigen Streiche nicht abgeneigt schien. Erhöht doch in den Augen Vieler den Werth eines jungen Mannes dessen Fähigkeit, seinen Werth — zu verdunkeln.

* *
*

Wera Iwanowna, die schöne Tochter eines einst reichen und mächtigen Großgrundbesitzers, war im Institut der adeligen Fräulein zu Petersburg erzogen worden. Worin diese Erziehung eigentlich bestanden, wäre schwer nachzuweisen. So viel jedoch war zu sehen, Wera Iwanowna plapperte ziemlich geläufig französisch, verstand etwas deutsch, spielte mittelmäßig Clavier und wußte einige Lieder zu singen, wenn die musikalische Begleitung dazu recht verläßlich und sicher war. Was bei der jungen Dame aber zur Vollendung ausgebildet war, das war der Sinn für die glänzendsten Toiletten, die unermüdliche Theilnahmsfähigkeit an allen öffentlichen und privaten Festlichkeiten und Vergnügungen; ferner verstand sie es vortrefflich, Geld auszugeben und, ohne Bewußtsein von dem Werth der Summe, die Hundertrubel-Scheine durch ihre auffallend zarten, weißen und niedlichen Händchen gleiten zu lassen. So wie das Erscheinen Pawel Nikolajewitsch' hatte ihr Erscheinen in der Gesellschaft Sensation erregt; war's ein Wunder, daß die Beiden, als sie sich sahen und öfter trafen, für einander Feuer fingen, und daß der vielbeneidete Officier seine um ihn vielbeneidete Wera bald darauf als junge Frau heim und zu seinem Vater nach Podolien auf das große Erbgut führte, trotzdem Wera nur eine Mitgift von 40000 Rubel, für sie eigentlich nur ein Taschengeld, erhalten hatte, dafür aber einen der ältesten und angesehensten Namen im Lande trug, wie Pawel Nikolajewitsch seinem ein

wenig besorgten, ländlich engherzigen Vater beschwichtigend mitgetheilt hatte!

*   *
*

Das Zusammenleben des jungen Paares mit dem vorsorglichen Vater in dem für dieses mit außergewöhnlicher Pracht ausgestatteten alten Schlosse war leider nur von kurzer Dauer. Nach kaum Jahresfrist starb der alte Mann, und ein neues Leben begann auf den bis dahin musterhaft bewirthschafteten ausgedehnten Gütern. Das Schloß war jetzt nur den Sommer über bewohnt, denn im Winter war es Pflicht für das imponirend schöne Paar, abwechselnd in den Salons von Petersburg und Moskau zu glänzen und durch üppig arrangirte Festlichkeiten den Ruhm des jungen Hauses zu verbreiten. Dabei galt es zugleich, die hervorragendsten Namen und wichtigsten Persönlichkeiten der beiden Hauptstädte für den Sommerbesuch auf dem Schloß zu gewinnen, wo dann die Ehre solcher Besuche durch den raffinirtesten Aufwand und einen wahrhaft fürstlichen Empfang anzuerkennen und zu würdigen war. Unserm schönen Paar war es um so leichter, ununterbrochen Winter und Sommer dies glanzvoll rauschende Leben zu führen, als schon mehrere Jahre dahingegangen waren, ohne daß sich Kindersegen eingestellt hatte. Auch waren schon die entfernter gelegenen Güter wegen der umständlichen Verwaltung, wie Pawel Nikolajewitsch sagte, veräußert worden.

*   *
*

Wieder war es Sommer geworden, und in wogender Pracht dehnten sich die ungeheueren Getreidefelder der fruchtbaren russischen Ebene. Auf dem Schlosse Pawel Nikolajewitsch' war die von Jahr zu Jahr zahlreicher gewordene vornehmste Gesellschaft vereint. Das prächtige Mahl war beendet und der schöne Tag lockte den Wunsch hervor, die Felder des Gutsherrn zu besichtigen. Pawel Nikolajewitsch war über diesen Wunsch seiner Gäste hocherfreut, stand doch dieses Jahr, laut dem Berichte seiner Verwalter, eine vielversprechende Ernte in Aussicht. Rasch fuhren die reich geschirrten Equipagen vor für die Damen, und für die Herren, unter ihnen der Hausherr, wurde die nöthige Zahl Reitpferde vorgeführt. Die glänzende Cavalcade, Pawel Nikolajewitsch voran, setzte sich in Bewegung. Aber vor dem Thore der an den Schloßhof stoßenden Maierei angekommen, stutzte Pawel plötzlich, hielt den feurigen Rappen an und sah sich zum Erstaunen der Gäste wie verlegen um. Dann machte er Kehrt, ritt in den Maierhof zurück, mit lauter, ungeduldiger Stimme den Verwalter auffordernd, ihm doch seine Felder zu zeigen.

Ein unwillkürliches, schallendes Gelächter durchtönte die Reihe der Gäste. Man that dann wohl, als sehe man die Frage des Gutsherrn für einen gelungenen Scherz an, aber dieser wußte in Wirklichkeit nicht, wo sein Weizen wuchs, der bereits verkauft und dessen Ertrag schon zum größten Theil ausgegeben oder richtiger — verschwendet war.

* * *

Pawel Nikolajewitsch war jedoch wegen seiner Unkenntniß über die Richtung seiner Felder durchaus nicht überrascht oder erstaunt. Wohl hatten vier Generationen daran gearbeitet, diese herrlichen Güter zusammenzulegen und den glänzenden Reichthum aufzubauen, den Pawel Nikolajewitsch' Vater seinem Sohn hinterlassen hatte. Wie konnte er sich auch um die Bewirthschaftung seines Gutes kümmern bei den kaum zu bewältigenden Pflichten der Gesellschaft im Winter, bei den sich ablösenden zahlreichen Besuchen rücksichtsvoll zu behandelnder Gäste im Sommer. Es war schon Mühe genug, bei dem jedesmaligen Verkauf von Wald, Feldern oder der zu erwartenden Ernte die Stipulationen desselben zu discutiren, zu lesen und die Wechsel für die im Voraus oder auch zur Rückzahlung erhaltenen Summen zu unterschreiben. Und diese Summen wurden immer beträchtlicher. Wer aber war im Stande, ihre Gefährlichkeit zu erkennen? Wenn schon Pawel Nikolajewitsch dies nicht konnte, so konnte es Wera Iwanowna noch viel weniger, der das Leben nur immer wie ein schöner Traum erschienen war, dem das beängstigende Gefühl eines plötzlichen Erwachens bis jetzt fremd geblieben.

* * *

Eines Tages war auch ich mit zu Besuch auf dem Schloß, und da mich die Hausfrau einer Toilettefrage wegen zu sich bitten ließ, wurde ich unerwartet

in ihr Ankleidezimmer geführt, wo sich meinen Blicken ein mir unvergeßliches Schauspiel bot. Wera Iwanowna stand vor dem Waschtisch und ließ sich von einem Dienstmädchen Wasser über die Hände in das Becken gießen, während ein zweites Mädchen das Handtuch zum Abtrocknen derselben bereit hielt, ein drittes den wahrscheinlich in gleicher Weise übergossenen Hals ihrer Herrin trocknete und ein viertes mit Frisirmantel und Kamm erwartungsvoll bereit stand. Ich hatte die Bequemlichkeit und die in Dingen des persönlichen Dienstes oft rührende Unbeholfenheit der russischen Frau oft genug kennen gelernt, hier aber sah ich diese Frau zum ersten Mal ohne Hände, ein nicht mehr rührender, sondern geradezu lächerlich komischer Anblick, der nicht mehr den Eindruck der Unbeholfenheit, sondern den der absoluten Trägheit machte. Es wurde mir dann, einmal aufmerksam, in dieser Hinsicht noch manche überraschende Enthüllung, die meine geringe Meinung von dem Werthe der russischen Erziehungs-Institute, namentlich dem der adeligen Fräulein, welches statt intelligent entwick elteselbstständige Geschöpfe, nur unfähige, prachtvoll bekleidete Puppen in die Welt sendet, auf das denkbar tiefste Niveau herabdrückte.

* * *

Nach sechs Jahren brachte mich der Zufall mit Pawel Nikolajewitsch und seiner Familie wieder zusammen. Welch gänzlich verändertes Bild! Die Güter

waren verkauft, der große Reichthum vollständig verpraßt, er selbst durch Protection in der Stellung eines Friedensrichters mit dem Gehalt von 3000 Rubel. Damit mußten sie nun leben und — ihre Kinder erziehen, deren sie in den Tagen der schmalen Kost und der freudlosen Entbehrungen schon drei bekommen hatten. Nun galt es für Wera Iwanowna die Hände, die sie früher nicht einmal zu besitzen schien, zu rühren, um in der Steppe draußen aus den bescheiden eingekauften Stoffen Kleider und Wäsche für sich und die Ihrigen zu fertigen. Aus dem bekümmerten und tief verbitterten Gesicht war jede Spur der ehemaligen Schönheit verschwunden, mit ihr konnten die reichen Toiletten, die prächtigen Equipagen, die zahlreiche Dienerschaft nur noch in der Erinnerung leben. Der Ernst des Lebens war über das verdrießlich und unzufrieden dahinlebende Paar gekommen, den sie nicht kennen gelernt oder wahrscheinlich von sich gewiesen, da er nöthig gewesen wäre, ihr so glänzend begonnenes gemeinsames Dasein in den beschränkenden Rahmen zu fassen, der allein eine Dauer desselben verbürgt. Eine Hoffnung allerdings hält Beide aufrecht: Pawel Nikolajewitsch wird seinen Sohn dereinst auf dem Gute eines Onkels unterbringen, damit er diesen beerbe, und Wera Iwanowna pocht für ihre beiden Töchter auf das Recht, im Institut der adeligen Fräulein — erzogen zu werden.

Der russische Jude.

Im südlichen Rußland, dort, wo der Mangel an Communicationsmitteln den geschäftlichen Verkehr noch immer bedeutend hemmt, wo die Getreidekammer Frankreichs und Englands von den primitivsten Fahrstraßen durchzogen ist, wo die Bevölkerung nicht hinreicht, den fruchtbar üppigen, schwarzen Boden selbst zu bearbeiten, und wo daher die Arbeitskräfte aus anderen Gegenden, zumeist aus Podolien oder der naheliegenden Bukowina herbeigeschafft werden müssen, dort ist der Jude zur Vermittlung des geschäftlichen wie des gesellschaftlichen Verkehrs eine unumgängliche Notwendigkeit und seine charakteristische Erscheinung eine Specialität ersten Ranges geworden.

Seine Laufbahn beginnt fast immer in irgend einem bescheidenen Wirthshaus als Laufbursche, wo er Gelegenheit hat, mit den Gutsbesitzern der Umgebung oder deren Verwaltern bekannt zu werden und sich ihnen in irgend einer Weise nützlich zu machen. Als

aufmerksamer, kluger Beobachter kennt er bald deren Eigenschaften und Schwächen, weiß ihre geheimsten Wünsche von den Augen abzulesen und möglichst zuvorkommend deren Befriedigung zu vermitteln. Zu diesem Zwecke scheut er keine Mühe und keinen Weg, gilt es auch bis zu den Knien im Koth zu waten, der, gleichfalls eine Specialität des südlichen Rußland, namentlich im Frühjahr und nach starken Regengüssen die Umgebung der meisten Ortschaften in einen schwarzbraunen See verwandelt, in dem Menschen und Vieh, bis über die Ohren schmutzig und bespritzt, sich abmühen, um die nothwendige Verbindung von einem Orte zum andern aufrecht zu erhalten, die Lebensmittel und was sonst nöthig zu beschaffen.

Um einen Verdienst zu finden, weiß er auf Wegen fortzukommen, auf die sich der Fuhrmann mit seinen Pferden nicht wagt, weiß Verbindungen anzuknüpfen, Zufälligkeiten und Verhältnisse sich dienstbar zu machen, an deren Ausbeutung kein Anderer gedacht hätte. Braucht ein Kaufmann oder Wirth Waaren, Geschirr 2c., so weiß er die Quellen für dieselben, und hat sich seinen Profit schon gesichert, ehe Käufer und Verkäufer noch zusammengekommen. Braucht ein Herr einen Diener, Knecht oder Handwerker, verpflichtet er sich, ihn zu beschaffen, auf die Gefahr, bei neu sich bietender Gelegenheit die so Beschafften vom Dienste wieder abzureden, sie anderswo unterzubringen und neue Leute für die erledigten Plätze beizustellen,

so den Wechsel selbst beschleunigend und sich den Gewinn beim jedesmaligen Wechsel verdoppelnd. Im Zimmer schwört er bei seiner Seligkeit Treue und Ergebenheit der Herrschaft, und unter der Einfahrt draußen weiß er ebenso feierlich den Kutscher, den Hausknecht und die sonstige Dienerschaft von seinem Eifer für ihre Interessen und seiner wahren Freundschaft zu überzeugen, für die ihm kein Opfer zu groß und die sie wann immer auf die Probe stellen könnten!

In Rußland ist das Verhältniß der Dienstboten zur Herrschaft nur durch den Gebrauch geregelt. Bei dem geringsten Anlasse erscheint der Dienende vor seinem Herrn mit dem lakonischen Ersuchen: „Herr, ich möchte abrechnen!" Dann rechnet der Herr mit ihm ab, und der Diener legt nun die Hoffnungen seiner Zukunft in die Hand des in seinen Augen Alles vermögenden Juden, der, wie schon bemerkt, jeden solchen Wechsel bereits in seine Berechnung gezogen und ihn oft veranlaßte, ohne daß die Betreffenden eine Ahnung davon hatten.

Hat er dann so, in oft nicht zu langer Zeit, ein kleines Sümmchen zusammengebracht, dann fängt er an, die Wege doch zu kothig, den kleinen Gewinn bei dem Dienstbotenvolke zu mühselig, die stete Bereitschaft für alle Welt zu beschwerlich zu finden. Er sinnt dann auf einen einträglicheren und zugleich bequemeren Erwerb, und da bietet sich zunächst der Eintritt in die Sippschaft der Geldwechsler, die natürlich nicht

unseren Begriffen von Wechselstuben und Banken entspricht.

Wie häufig auch noch in unseren Landstädten, werden auch in Rußland die Wochenmärkte, dort Bazars genannt, abgehalten. Dahin bringt die Bäuerin ihr Geflügel, bringt Eier, Milch und Butter, auch grobe Leinwand, die sie aus dem selbst gezogenen Hanf verfertigt, sowie die für Teppiche gefärbte und auf der Spindel gesponnene Schafwolle. Der typische russische Bauer mit den langen Haaren und der Pelzmütze verkauft Gurken, Melonen, Trauben und was sonst die Jahreszeit bringt, vor Allem aber Kukurutzmehl und Schafkäse zu der im Lande so beliebten Mamalika (Polenta). Je zwei Fischer tragen auf ihren Schultern an einer langen Stange aufgehängt die Beute aus dem fischreichen Dniester in verschiedenen Gattungen Fischen, meist prachtvollen Sterlets, ihren Preis mit lauter Stimme ausrufend. Auf der Erde ausgebreitet, bietet ein fahrender Kaufmann fertige Wäsche, Männer- und Weiberkleider, Schuhe, Messer und sonstige Gebrauchs- und Luxusartikel feil, mit denen beständig eine Anzahl junger Burschen und rothbackiger Dirnen liebäugeln. An verschiedenen Plätzen sind rohe Branntweinschänken errichtet, und der Ausschänker hat gewöhnlich alle Hände voll zu thun, den an ihn gestellten Anforderungen Genüge zu leisten. Auch zwei, drei betrunkene Zigeunergruppen entlocken ihren Geigen schrille Töne, an denen sich zu ergötzen die

Umstehenden nicht müde werden. Wo eine Ecke oder ein sonst sichtbarer Platz sich bietet, sitzen Bettler, die beständig laut beten, Kreuze schlagen und dem Almosenspender mit exaltirten Gebärden danken und ihm die Füße küssen. All' dies gibt bei freundlichem, trockenen Wetter ein ziemlich eigenartiges und pittoreskes Bild, schrecklich aber anzuschauen ist so ein Marktplatz, wenn der Regen vom Himmel strömt und die Verkäufer buchstäblich im Koth waten und ihre Waaren im Schlamme schwimmen! Aber das irritirt den Russen wenig, er ist daran gewöhnt, und von allen Bedürfnissen ist bei ihm das der Reinlichkeit noch am wenigsten entwickelt.

In diesem Wirrwarr und diesem Drängen und Treiben sitzt der Geldwechsler vor seinem hölzernen Tischchen, das mit einer tiefen Lade versehen ist, und wechselt den Marktbesuchern die großen und kleinen Rubelnoten gegen Münzen (Kopeken), an denen in Rußland immer Mangel ist. Seine Provision berechnet er sich nach seinem Gutachten oder nach der Unerfahrenheit des Kunden, der ihn in Anspruch nimmt. Fast zu jedem Geschäftsabschluß ist der Eintausch von Kleingeld nöthig, da der Verkäufer die bereits erhaltene Münze nicht wieder herausgibt, und so blüht der Weizen unseres Geschäftsmannes, der von einem Markt zum anderen zieht und abermals in kurzer Zeit sein kleines Sümmchen zu einem kleinen Vermögen erweitert hat, das der Traum seiner Kindheit und seiner Jugendjahre war.

Nun gilt's auf's Neue eine behaglichere und selbstverständlich noch einträglichere Lebensstellung anzustreben. Bis jetzt war für ihn der Tag zu kurz, die Nacht zu lang, er hätte Beide ausnützen mögen, um sich möglichst bald zu einem vermögenden, angesehenen Manne zu machen. Rastlos und unermüdlich hat er an seinem Fortkommen gearbeitet und Vieles ist ihm schon gelungen. Sein Name hat bereits einen gewissen Klang, und der nächste Beruf für ihn ist, das sogenannte Factotum für die geschäftlichen und persönlichen Bedürfnisse eines reichen, angesehenen Gutsbesitzers zu werden.

Zu diesem Zwecke übernimmt er zunächst die Herbeischaffung der bei der Aussaat und bei der Ernte für die Feldarbeit nöthigen, oft schwer zu besorgenden Hilfskräfte. Dann trachtet er, die Approvisionirung des Hauses in die Hand zu bekommen, eine für das entlegene Gut und seine oft zahlreichen Bewohner und Gäste wichtige Angelegenheit. Nach Beendigung des Dreschens gilt es dann, die Zustellung des Getreides zu vermitteln nach der nächsten Hafenstadt, meist nach Odessa, von wo der stärkste Export der Weizenmassen, die das südliche Rußland erzeugt, über das schwarze Meer stattfindet. Nun ist er selbstverständlich zu kleineren und größeren Reisen gezwungen, verhandelt mit in- und ausländischen Getreidehändlern, die sämmtlich über ein großes Vermögen und über geschäftliche Fonds verfügen, die nach Millionen zählen. Hier hat er Gelegenheit,

das commercielle Treiben im Großen und die Conjuncturen des geschäftlichen Weltverkehrs kennen zu lernen. Man spricht von den Ernten in Indien, Afrika und Amerika, von der gefahrdrohenden Concurrenz dieser Welttheile, er hört von Dingen, die geeignet sind, den Geist, die Beobachtung und die Berechnung auf das Intensivste anzuregen; gewinnt einen Ueberblick über neue Menschen und neue größere Verhältnisse und wird, je nach seiner Begabung und seinem Ehrgeiz, an welch' Letzterem es ihm niemals fehlt, bald im Stande sein, auch diese zu beherrschen und sich mehr oder weniger nutzbar zu machen.

Jeder russische Gutsbesitzer hat ein solches Factotum um sich, mit dem er stundenlang in seinem Kabinet zu verhandeln pflegt, und den er nach und nach in sein intimstes Vertrauen zieht. Es gibt gar kein Gut oder keinen Hof, wie man dort zu sagen pflegt, wo nicht ein Moschko, Itzko oder ein Leba eine hervorragende Rolle spielen würde. Der etwas phlegmatische, unbeholfene, dabei gutmüthige und lebensfrohe Grundherr hat sich an seinen Allerweltsmann, der die geschäftlichen Verhandlungen geflissentlich durch erhaschte Anekdoten und den kleinen gesellschaftlichen Tratsch zu würzen versteht, derart gewöhnt, daß er sich buchstäblich langweilt, wenn er denselben nicht in seiner Nähe weiß, und daß er unter keinen Umständen sich zu einem Geschäfte, einem Kauf oder Verkauf entschließen würde, ohne über

dasselbe mit seinem gewandten Rathgeber Rücksprache gepflogen zu haben.

So kommt es, daß der geschäftige Jude über die Verhältnisse eines Gutes meist besser unterrichtet ist als der Besitzer selbst, und daß er die Bilanz über das Vermögen seines Herrn bis auf den Kopeken genau zu ziehen vermag. Er kennt daher auch zuverlässig die Grenzen des zu gewährenden Credits, und ist in der Lage, sich einerseits im Bedürfnißfalle wirklich nützlich zu erweisen, andererseits sich und seine Geschäftsfreunde, so weit er dabei interessirt ist, vor Schaden zu bewahren.

Hat er sich einmal zu dieser Stellung aufgeschwungen und seine Unentbehrlichkeit thatsächlich bewiesen, dann wird in ihm der Stolz wach, den sichtbarer Erfolg immer verleiht, und seine bis jetzt gebückte, demüthige Haltung fängt an, eine aufrechte, selbstbewußte zu werden. Nun beginnt auch die Herrin des Hauses ihn zu beachten, und ihm ihre feine, weiße Hand zum Gruße zu reichen, sich um seine Abreise nach Odessa zu erkundigen und ihm allerlei delicate Commissionen zu übertragen, die er immerhin als ein Compliment über seinen Geschmack und seine Discretion auffassen darf. Er ist jetzt auch berechtigt, die ihm dargereichte Hand in die seine zu fassen, denn von dem schmutzigen, schlecht gekleideten, unsauberen Juden ist jetzt keine Spur mehr vorhanden. Bart und Haare sind sorgfältig gepflegt, Wäsche und Kleidung, sein

ganzes Aussehen wie sein Benehmen sind die eines „europäischen Menschen“ (ein Ausdruck der russischen Juden), dem es nichts Neues mehr ist, mit feinen Leuten umzugehen, und der die Manieren und den Ton der guten Gesellschaft kennt und übt.

Von Letzterem gibt jetzt den deutlichsten Beweis sein Familienleben. Sein Haus ist gut gehalten, Frau und Kinder, dank seiner unermüdlichen Thätigkeit, sind wohl versorgt, und erscheinen jetzt an seiner Seite in Haltung und Gewand tadellos wie er. Immer aber weiß er es einzurichten, ohne daß sein Streben nach Einfluß und Besitz darunter leidet, seine Kinder trefflich zu erziehen und für deren Ausbildung Opfer zu bringen, die oft dem reichen Gutsbesitzer unerschwinglich, oft auch überflüssig erscheinen. Da er mit der erlangten Kenntnis der einheimischen, sowie der auswärtigen Verhältnisse bald begriffen hat, wie schwer es seinen Kindern wird, sich in Rußland selbst ein tüchtiges Wissen anzueignen, und wie streng die russische Gesetzgebung das Emporkommen der jüdischen Jugend zu hindern sucht, so schickt er dieselben möglichst bald in's Ausland, wo sie, als wißbegierige und meist auch talentvolle Schüler und Schülerinnen der verschiedensten Bildungsanstalten rasche Fortschritte machen, um dann fertig ausgebildet nach Rußland zurückzukehren und den vom Vater erworbenen Reichthum in behaglicher, durch Kunstübung verschönter Lebensführung zu genießen, oder die für die männliche

Jugend in Rußland einzig offen stehenden höheren Berufszweige des Arztes oder des Advocaten auszuüben.

Bei allem durch Besitz und Einfluß genährten Selbstbewußtsein hütet sich der russische Jude im Allgemeinen, mit seinem Wohlstand zu protzen und bleibt immer bemüht, die Grundlagen desselben möglichst unerschütterlich zu machen. Er darf sich oft schon eines namhaften Vermögens rühmen, und weiß sein häusliches und gesellschaftliches Leben noch immer bescheiden zu führen. Der landläufige Spott und das theilweise hochmüthige Benehmen derer, für die er, freilich immer zum eigenen Vortheil, gearbeitet und sich geplagt, mögen seinen klugen Sinn dazu veranlassen. Er weiß, daß dieser Spott und dieser Hochmuth schwinden wird mit der Veränderung der Verhältnisse, die sich wie naturnothwendig selbst vollzieht, zum Theil schon vollzogen hat. Deun nun befaßt er sich nicht mehr mit der Beschaffung der Arbeiter und der Vermittlung des Getreidetransportes, nun ist seine Meinung maßgebend für die Preise des Getreides selbst, dessen Verkauf er jetzt vermittelt, und auf das er gegen Wechsel Vorschüsse ertheilt, die nach und nach und in einzelnen Fällen den ganzen Werth der Ernte repräsentiren. Er ist Kaufmann ersten Ranges geworden, eine gleichfalls Rußland eigenthümliche Classificirung, der nicht mehr stundenlang im Cabinet des Gutsherrn auf dessen Wünsche und Befehle harrt, sondern der nur auf drin-

gende Einladung und zu besonders wichtigen Geschäfts-Angelegenheiten einigemal im Jahre auf dem Hofe erscheint, und vor dem nun auch die höhere Dienerschaft respectvoll das Haupt zum Gruße neigt.

Wie hat sich nun auch sein Verhältnis zur Herrschaft selbst geändert! Mit Sehnsucht erwartet, wird er beinahe enthusiastisch empfangen, in den Salon geführt, mit Confitüren, feinen Weinen und dem besten Tabak bewirthet, denn er erscheint in den meisten Fällen als Engel der Erlösung aus aller Verlegenheit und Noth mit dem dicken, wohlgefüllten Portefeuille, auf dessen Inhalt man im Hause schon lange wartet. Als er selbst, der jetzt wie ein Wohlthäter im Hause aufgenommen wird, dies dicke Portefeuille noch nicht besaß, da sah er an den Andern, welche Ehre und Ergebenheit dieser Besitz verschafft; mußte er deshalb nicht Alles aufbieten, sich in denselben zu setzen, und half ihm nicht in erster Reihe das unwirthschaftliche Gebahren derer, die jetzt seiner so sehr bedürfen, zu diesem Besitz? Die Aufrechterhaltung des übergroßen Haushaltes, die sich ablösenden Feste, der Schwarm der Gäste, die Badereisen und Toiletten der Damen des Hauses, das Kartenspiel und andere kostspielige Passionen des Gutsherrn verschlingen jährlich ungeheure Summen. Die Basis dieser ganzen Existenz ist deshalb eine ungesunde, weil sie auf den Zufall und die Speculation gebaut ist. Man hofft immer wieder auf eine außergewöhnlich reiche Ernte, die dann

alle Schäden und Verpflichtungen tilgen soll. Inzwischen hat man ja zur Beschaffung des nöthigen Geldes den stets bereiten, immer liebenswürdigen Juden bei der Hand, der jetzt nicht mehr den schlichten Namen Moschko, Itzko oder Leba führt, sondern Herr Zuckermann, Herr Kytrosser oder auch Herr Bandarefsky angesprochen wird, und der jeden gewünschten Betrag gegen einen ordnungsmäßig ausgestellten und unterschriebenen Wechsel auszahlt, oft auch dann noch, wenn er schon genau weiß, daß eine sichere Hypothek nicht mehr vorhanden ist, und er sein Geld niemals zurückerhalten kann.

Daß dann nach Jahren oft dasselbe Gut, auf dem sich der Jude einst als schmutziger, demüthiger, Gewinn suchender Mann für Alles eingeschmeichelt, auf dem in der ersten Zeit ihm mit Hohn, Mißachtung, zuweilen auch mit Mißhandlung begegnet wurde, daß dieses Gut sein Eigenthum wird, und er dem abgewirthschafteten früheren Besitzer nicht selten noch großmüthig einen Theil der Schuld nachsehen muß, wird gleichfalls nur natürlich erscheinen als Illustration zu dem Kampfe ums Dasein, zu dem alles Lebende auf dieser Welt gezwungen ist! Wohl hat die Regierung die strengsten Gesetze gegen den Erwerb von Grundbesitz durch die Juden erlassen, und es ist nicht zu leugnen, daß derselbe dadurch bedeutend erschwert und mit großen Umständen verbunden ist. Aber Regierungsgesetze können Naturgesetze in ihrer Entwicklung nicht aufhalten und

ein solches ist, daß der Schwache dem Starken unterliegt. Denn die Findigkeit und Schlauheit des Juden wird durch die ihm bereiteten Hindernisse nur aufgestachelt, und wenn es ihm verboten ist, Güter auf seinen Namen zu erwerben, so erwirbt er sie unter fremdem Namen und nicht selten unter dem des früheren Besitzers.

Turgenjew erzählt in seinen Briefen, daß er durch sein ganzes Leben die Aeußerung eines Bauern nicht habe vergessen können, der ihm einmal erwiderte: „Wenn der Mensch sich nicht selbst vernichten wollte, wer könnte ihn vernichten?“ So gibt es als Gegenstück zu dem oben geschilderten Proceß des Untergangs von Besitzthümern zum Glück auch in Rußland noch immer eine Anzahl von kleineren und größeren Grundbesitzen, welche durch viele Generationen in der gleichen Familie verblieben und als mit Fleiß und Tüchtigkeit betriebene Musterwirthschaften bekannt und angesehen sind. Ferner gehört heute der größte Theil von Bessarabien mit seiner fruchtbaren schwarzen Erde den vor circa sechzig Jahren eingewanderten fleißigen und arbeitsliebenden Armeniern, welche damals eine Desjatin Land zu einem Ducaten ankauften und deren Besitz bereits nach vielen Millionen zählt. Bei diesen nüchternen, ehrenhaften Männern, deren hervorstechende Eigenschaften größte Einfachheit bei unerschütterlicher Charakterfestigkeit und nie versiechender Wohlthätigkeitstrieb sind, ist ein auf Ausbeutung und Uebervortheilung

gerichtetes Streben vergebens. Auch der Armenier verkehrt wie der russische Gutsbesitzer unausgesetzt geschäftlich mit dem Juden, aber nach dem eigentlich selbstverständlichen Grundsatz der gegenseitigen Leistungen zu gegenseitigem Nutzen und Genießen.

Als Abschluß dieser, ausschließlich nach persönlichen Beobachtungen verfaßten Skizze wirft sich wie von selbst die Frage auf, wie das Vorgehen des russischen Juden zu beurtheilen und ob dasselbe zu verdammen ist. Sicher nicht! Mehr als die Hälfte seines Lebens gab er preis in unermüdlichem Ringen nach der Unabhängigkeit, die für ihn in Rußland auch heute noch nur der Besitz verleiht. Er scheute nicht die größten Entbehrungen, die verletzendsten Demüthigungen, und wo es einen Vortheil galt, war ihm die weite Steppe nie zu staubig, ihr Koth nie zu tief. Er ertrug geduldig ihre Hitze wie ihren Frost, und wie oft galt's nur einen kleinen Gewinn, an den auch der bedürftigste Russe keine Mühe gewandt hätte. Mußte ihm nicht der hohe Lohn seiner Mühe und Arbeit werden, und dann, außer ihm selbst, welch' unschätzbarem Culturzweck hat seine Rührigkeit nicht gedient! Wie viel fruchtbarer Boden läge ohne dieselbe heute noch brach! Ackern, Säen, Schneiden und Dreschen, Verfrachtung und Verkauf entwickelten sich in diesem Weizenland zu ihrer ungeheuren Ausdehnung nur durch seine Vermittlung. Er sammelte in seinen Händen die Summen, die zur Bewegung dieser Massen nöthig

waren, er regelte ihre Production wie ihren Absatz, er war ein Werkzeug in der Hand des wirthschaftlichen Fortschritts und der culturellen Entwicklung des russischen Volkes, und es ist ein Unrecht, ihn um den Lohn zu schmähen, den einerseits sein nie rastender Fleiß, andererseits thatlose Indolenz und Genußsucht ihm zugewendet.

Die Großmutter.

Es scheint, daß der im Großen und Ganzen nicht zu verkennende Culturfortschritt der Menschheit gleichsam zur Festigung gewonnener Anschauungen und um dieselben nochmals am Beispiel früherer Zustände zu prüfen, zu Zeiten eine rückläufige Bewegung macht. Die an die milderen Formen der Glaubensverfolgung der Hugenotten in Frankreich und der Protestanten in Oesterreich gemahnende Austreibung der Juden aus Rußland würde sich sonst nicht erklären und begreifen lassen.

Dieser Erscheinung gegenüber drängt es mich nun, das Bild einer Frau vorzuführen, deren Erinnerung in den weiten Steppen Südrußlands heute noch allgemein lebendig ist als eines Frauencharakters, der sich durch herbste Prüfungen und unbeirrt durch böse, schmerzliche Erfahrungen zum Gipfel edelster Menschenfreundlichkeit aufgeschwungen. Worin diese Prüfungen und Erfahrungen bestanden, wurde mir nur im All=

gemeinen bekannt; in dieser Aufzeichnung ist sie bereits Witwe und Mutter von zwei Söhnen und drei Töchtern. Diese erzog sie, aus sehr beschränkten Verhältnissen heraus, mit einer sprichwörtlich gewordenen consequenten Strenge in der Furcht Gottes und in den Principien der makellosesten Ehrenhaftigkeit, und so durfte sie es erleben, in ihren Kindern den Stamm einer Familie zu sehen, die als die angesehenste und heute reich begüterte im Lande blüht und gedeiht, und welche die von der Mutter anerzogenen Eigenschaften als heilige Tradition bereits auf Kinder und Kindeskinder vererbt hat.

Als sich das Vermögen ihrer Söhne schon nach Millionen berechnen ließ, bewohnte die in der ganzen Gegend von den Herrschaften und den Dienern nur „Großmutter“ genannte ehrwürdige Frau und eigentliche Stammmutter des Geschlechts immer noch auf einem der Güter das einzige Zimmer ebener Erde mit einer anstoßenden kleinen Kammer, und trug die einfache Wäsche und Kleidung, wie sie vor vielen Jahren zur Zeit des polnischen Aufstandes als verarmte Pächtersfrau mit Mann und Kindern sich aus der Bukowina nach Bessarabien geflüchtet, um sich hier eine neue Heimat zu suchen. In schwerer, rastloser Arbeit wurde damals im neuen Lande die Grundlage geschaffen zu neuem Wohlstand, und Gottes Segen lag auf Allem, was die bald weit und breit im Lande im besten Rufe stehende grundehrliche Familie unternehmen

mochte, als deren tüchtigstes Haupt nach dem rasch erfolgten Tode des Vaters die Mutter allgemein galt und sich bewährte.

Unweit nun von dem Gute, auf dem diese lebte, und nur durch einen schmalen Fluß von demselben getrennt, befand sich eine jüdische Colonie, deren Mitglieder aus Handwerkern und Händlern bestand, darunter auch einige sehr anrüchige und im Ruf der Gefährlichkeit stehende Individuen. Zwischen diesen Colonisten und den neuen Gutspächtern und späteren Gutsherren entwickelte sich naturgemäß ein sehr reger Verkehr, der jedoch immer wieder seine gesellschaftlichen Schranken in dem Vorurtheil fand, mit dem namentlich von dem Dienstpersonal und durch dieses angeleitet auch von den Kindern die jüdischen Nachbarn betrachtet wurden. Dies jedoch wollte der Großmutter nicht zu Sinn, die in ihrem Eifer und Unwillen gegen jede Ungerechtigkeit darüber oft in zornigster Erbitterung aufloderte. Da geschah es eines Tages, daß ihr jüngster Sohn, ihr Liebling und treues Ebenbild an Leib und Seele, einen armen Juden ausspottete und die Zunge nach ihm ausreckte, weil dieser in allerdings übertriebener Lebhaftigkeit und in seinem drolligen Jargon der Mutter für eine ihm erwiesene Wohlthat dankte. Mit einem strengen, zornig strafenden Blick wies diese den Knaben zurecht, rief ihn, nachdem der Jude sich entfernt hatte, in's Zimmer und befahl ihm, die Zunge auf den Tisch zu legen, die sie ihm dann

mit einer Nähnadel durchstach, daß das Blut aufspritzte, zur dauernden Erinnerung als Strafe für ein Vergehen, dessen Wiederholung sie in ihrem Hause nicht erleben wollte.

Ihr Zweck wurde erreicht, die Kinder wie die Dienerschaft waren gewarnt für alle Zeiten, und der Sohn selbst hat dieser vielleicht allzu grausam scheinenden Strafe oft anerkennend gedacht, und ihr die milde, menschenfreundliche Anschauungsweise zugeschrieben, die auch sein späteres Leben wie das seiner Mutter zu eigener Befriedigung und zum Wohl seiner ganzen Umgebung auszeichnete.

Hatte die Großmutter eine derartige strenge Bestrafung mit unerschütterlicher Konsequenz durchgeführt, dann nahm sie wortlos ihre Strickerei zur Hand, um mit derselben längere Zeit im Garten auf und abzugehen, bis sie die erforderliche Ruhe wieder gewonnen, um an die Strafe die nöthige Ermahnung zu knüpfen, und um dann wieder mit immer gleich bleibendem Ernst ihrer gewohnten Beschäftigung nachzugehen. Das Stricken wurde ihr überhaupt so zur Gewohnheit, daß in späteren Jahren der Strumpf fast nicht mehr aus ihren Händen kam. Sie kommandirte mit demselben im Hofe, in den Wirthschaftsgebäuden und bei der Garten- und Feldarbeit. Ja trotz ihrer tief überzeugten Frömmigkeit ruhten selbst am Sonntag ihre sonnverbrannten, fleißigen Hände nicht, und die Stricknadeln klapperten ebenso unaufhaltsam wie an den

Wochentagen. Am Montag früh jedoch wurde, zur Entlastung ihres Gewissens, treu und genau bis auf den Faden das am Sonntag Gestrickte wieder aufgetrennt.

War der Tag schön und gab es in der Wirthschaft nichts Dringendes zu thun, saß die Großmutter gern des Nachmittags strickend auf der Holzbank vor dem Einfahrtsthor, wo sie mit jedem Vorübergehenden ein Wort der Begrüßung oder der Erkundigung tauschte. Da erfuhr sie denn gar mancherlei. Der heimkehrende Muschik erzählte, was ihm in der Steppe begegnet, wie es mit der Arbeit dort und mit Saat und Ernte stehe; das aus- und eingehende Dienstpersonal, die Händler und Lieferanten sprachen von Allem, was in den umliegenden Dörfern sich ereignet, welche Krankheit drohend aufgetreten und ob unter Menschen oder Vieh eine Epidemie ausgebrochen. Auch erfuhr sie so das Nähere über die ihr durchwegs bekannten Armen der Gegend, blieb auf dem Laufenden aller Geschehnisse und Zustände, und war daher immer in der Lage, ihren stets zutreffenden Rath zu ertheilen oder ihre freigebige Hand zu öffnen, um wahren Kummer und wirkliches Elend zu lindern und manche im Stillen fließende Thräne zu trocknen.

War ein Unglücksfall in der Steppe geschehen, oder befand sich dort ein hilfloser Kranker, dann ließ Großmutter ihr Wägelchen anspannen, und, das Gefährte selbst lenkend, erschien sie eiligst an Ort und

Stelle, um, in allen Mitteln und für jede Noth erfahren, die entsprechendste Hilfe zu bringen. War's nöthig, nahm sie ihren Kranken von der Steppe mit nach Hause, bettete ihn in der Kammer, und ruhte nicht in persönlicher Pflege desselben, bis er wieder hergestellt war. Dann erst begann ein gründliches Verhör nach Name und Herkunft und genaue, ernst prüfende Erkundigung nach allen Verhältnissen. Dementsprechend wurde dann disponirt.

„Du bist jetzt gesund und kannst wieder gehen," hieß es dann. „Hier noch Wäsche und Kleider für den nächsten Bedarf, auch Brod und Fleisch auf den Weg. Das Geld hier für den erlittenen Verlust durch Entgang der Arbeit." Mit solchen Worten wurde der Betreffende zur Thür gebracht, dieselbe hinter ihm geschlossen, und so den Dankesbetheuerungen vorgebeugt, von denen Großmutter nie etwas wissen wollte.

Wohl erfuhr sie hinterher nicht selten, daß sie einen wirklichen Strolch, einen berüchtigten Dieb auf diese Art beherbergt und gepflegt, der sie auch noch, wenn's anging, bestohlen hatte. Kam nun derartiges zu Tage, dann wischte sie mit dem Zipfel ihrer großen Schürze ihr Augenglas und meinte verlegen:

„Kinder, lacht mich nicht aus, aber der Hallunke hat mir wirklich meine Silberlöffel, mein Tischtuch oder meine Schuhe mitgenommen —"

Und man wagte nicht zu lachen. Wie oft auch Großmutter ihre Menschenkenntniß, auf die sie sich so

gerne verließ, getäuscht, man ließ sie gewähren, wußte man doch, daß am nächsten Tage schon der ärgerliche Verlust verschmerzt und vergessen war.

Daß es unter solchen Umständen auch an Bittstellern niemals auf dem Gute fehlte, war begreiflich. Der Eine war nicht in der Lage, seinen Zins zu zahlen, der Andere brauchte Geld zur Pflege für die kranke Frau oder ein sterbendes Kind, ein Dritter bat um einen Sack Weizen, ein Vierter um eine Fuhr Stroh zum Heizen, und Allen wurde geholfen, soweit es nur möglich war. Am meisten nützte die benachbarte Colonie die Güte der Großmutter aus. Hatte ein armer Jude die Tochter zu verheirathen, so führte er sie zur Großmutter, um gemeinsam mit ihm deren Herz zu rühren, und dann je nach den Umständen Geld oder Waare als Heirathsgut davon zu tragen. Gefielen ihr die Leute und schien wirkliche Noth vorhanden, befand sich bald ein Hundertrubelschein in den Händen des Vaters, und die schwarzäugige Tochter wurde bestellt, sich zu rechter Zeit das Brautkleid für die Hochzeit abzuholen.

Diese rücksichtsvolle Behandlung namentlich der jüdischen Colonisten und Großmutters unermüdliche, stete Theilnahme für dieselbe ließ durch lange Zeit die Vermuthung entstehen, daß sie selbst jüdischer Abstammung sei, was auch der ausgesprochene orientalische Typus ihrer Züge, der gelbliche Teint derselben, die stark gewölbte Adlernase und das einst tiefschwarze, noch im Alter gewellte Haar zu bestätigen schien. Aber

Großmutter war ein Kind guter Christen, ein Sproß jener unweit vom Ararat lebenden, armenischen Patriarchenfamilien, die, als sie einwandernd in Rußland und Polen erschienen, sich allerwärts durch ihren Fleiß, ihre arbeitsfrohe Genügsamkeit und ihren biedern, ehrlichen Sinn rasch eine hervorragende und angesehene Lebensstellung zu erwerben wußten. Und daß nach dem Ausspruch unseres Dichterfürsten der Ort, den ein guter Mensch betrat, geweiht ist, zeigt der Segen, der noch heute durch Großmutters Wirken auf Kindern und Kindeskindern ruht, die sich durch die Nachahmung ihres Beispiels denselben getreulich zu erhalten trachten und sicher auch erhalten werden.

Am Tage der Todten.

Gewohnheit wird zur Sitte. In Oesterreich werden die Tage Allerheiligen und Allerseelen als allgemeine Gedenktage für unsere Todten gefeiert, und es wandert ein Kranz- und Blumenschmuck hinaus nach unseren stillen Friedhöfen, diese in einen blühenden Garten verwandelnd, dessen Besuch selbst Diejenigen lockt, die noch kein schmerzliches Erinnern an den Ort des ewigen Friedens ruft.

Wie anders in Rußland. Schon die Begräbnißfeierlichkeit durchschauert den des Anblicks Ungewohnten. Nicht im geschlossenen Sarge, von duftigen Kränzen überdeckt, führen sie ihre Todten den letzten Weg, sondern in offener Truhe, das im Tod erstarrte und oft entstellte Antlitz frei und unverhüllt, so wandert ein russischer Trauerzug langsam durch die Straßen. Erst auf dem Friedhofe nach der dort gebräuchlichen, lange dauernden kirchlichen Ceremonie wird der Sarg geschlossen, nachdem alle Angehörigen zuvor den letzten Ab-

schiedskuß auf Mund und Stirn des Todten gedrückt, ohne Rücksicht darauf, ob dieser am Typhus, an den Blattern oder einer anderen ansteckenden Krankheit verschieden.

Es mag den Verwandten und Bekannten dieser schon in der Vorstellung entsetzliche Brauch des russischen Volkes nicht so abschreckend erscheinen, bewahren doch selbst im Tode die Züge eines theuern Dahingeschiedenen die Erinnerung an den Ausdruck von Glück und Freude, von Trauer und Schmerz, welche man auf diesem Antlitz zu sehen gewohnt war. Auch wenden die Leidtragenden das Auge nicht ab von dem Gesicht des Todten, wie um vor seinem Verschwinden in der dunkeln Tiefe des Grabes sich dasselbe für immer einzuprägen. Für den Fremden jedoch, der unversehens einem Leichenzug in Rußland begegnet, hat der unvermuthete Anblick eines Todten, den er im Leben nicht gekannt und nicht gesehen, etwas unbeschreiblich Schauerliches. Wie gebannt bleibt der Blick haften, bis der Zug sich langsam entfernt; eine unaussprechliche Traurigkeit zieht in das Herz bei diesem memento mori, und oft vergehen Tage und Wochen, bevor man des erschütternden Eindrucks wieder Herr geworden.

Der Gräberbesuch in Rußland findet gleichfalls nicht wie bei uns nur einmal, sondern viermal im Jahre statt, und zwar am Samstag vor Beginn des Faschings, dann vor dem heiligen Dreifaltigkeitsfest, am Osterdienstag, sowie am Samstag vor Dimitri, das ist am 26. Oktober alten Styls. Das Merkwür-

dige aber ist die Art, wie das Andenken an die Todten in Rußland gefeiert wird, und wie dies fromme und gastfreundliche Volk auch seine ernsteste Feier mit einem Act reichlichen Wohlthuns zu verbinden weiß. Zur Erinnerung an die Todten werden an den genannten Tagen, namentlich in den kleineren Ortschaften, die Armen reichlich mit Speise und Trank beschenkt, und zwar auf dem Friedhofe selbst, wo je nach dem Vermögen der Geber der Vorrath oft massenhaft aufgetragen wird. Es ist, als lade der Todte selbst die Armen und Elenden zu sich zu einem heiteren Schmause, der von diesen, auf den Gräbern sitzend, so vergnügt verzehrt wird, als gelte es eine Hochzeitsfeier. Jeder Gast ist willkommen, und wer am zerlumptesten aussieht, wird am wärmsten aufgenommen. So mancher Hungrige, der das ganze Jahr auf das Sichsattessen verzichten muß, kann an diesen Tagen nach Lust und Wahl an den Freitischen des Friedhofs sich laben, ohne darum bitten oder etwas dafür bezahlen zu müssen. Es sind ja die Verstorbenen, die bewirthen.

Selbstverständlich bleiben auch viele Gräber unbesucht und keine Gaben schmücken dieselben. Es sind Arme, die da vergessen ruhen, oder solche, die keine Angehörigen hinterlassen haben. Die Hinterbliebenen, die außer Stande sind, die Ausgabe zu machen für gebratene Hühner, gekochte Eier, Kuchen und Branntwein zum Andenken an ihre Verstorbenen, schleichen dann meist in der Dunkelheit oder erst am nächsten

Morgen zu deren Ruhestätte, um demüthig und beschämt, hauptsächlich aber, um ungesehen dort ihre Andacht zu verrichten nnd um Verzeihung zu bitten, daß sie den heiligen Brauch der Gabenspende nicht üben konnten.

Doch auch hier bewährt sich der Wohlthätigkeitssinn des frommen Russen, der nie zögert, sein letztes Stück Brod und sein letztes Glas Branntwein mit dem Bedürftigen zu theilen. Bleibt ein Grab verlassen, so versieht es der Nachbar, so weit er kann, mit einem Laib Brod und einem gefüllten Krug, nnd da die Reichen ihre Dienerschaft mit schwer gefüllten Körben zum Friedhof senden, öfter auch ganze Wagenladungen von Eßwaaren ankommen, so bleibt nicht leicht ein Hügel unbeschenkt. Würde doch selbst der ärmste Bettler sich schämen, nachdem er sich gesättigt, etwas von dem Gebotenen mit nach Hause zu nehmen, so lange noch ein verlassenes Grab zu sehen ist. Erscheinen dann, scheu und ängstlich, die armen Angehörigen, so ist auch ihnen fast immer noch Gelegenheit geboten, sich zu sättigen und auf dem Grabe ihrer Lieben sich eines lange entbehrten reichlichen Mahles zu erfreuen.

Daß, wie überall, auch hier einem edlen Brauch leicht der Mißbrauch folgt, muß gleichfalls konstatirt werden. Die ernste Feier und der ernste Ort hindern nicht, daß sich Männer und Weiber, indem sie heilige Lieder singen und ununterbrochen die Todten beweinen, vollständig betrinken. Dann werden die Gräber abgeküßt, und in das Schluchzen und in den monotonen Gesang

mischen sich die Ausrufe übermüthiger Trunkenheit, sowie das thierische Lallen der ihrer Sinne und Vernunft Beraubten. Der Umstand, daß die wahrhaft Leidtragenden, sowie die Angehörigen der besseren Classen sich in den vorgerückten Stunden von den Friedhöfen fernhalten und nur ihre Dienerschaft mit den Geschenken dahin senden, fördert diesen Mißbrauch, welcher der sonst hehren Feier leider oft einen komischen und blasphemirenden Anstrich gibt.

Von diesen Tagen lebhafter Todtenfeier abgesehen, macht jedoch der russische Friedhof im Allgemeinen, überhaupt aber der in der Provinz einen tieftraurigen, oft schauerlich öden Eindruck. Ohne den Schmuck grüner Bäume und Blumen, fast durchaus nur mit hölzernen Kreuzen versehen, die der Zeit und dem Sturme keinen Widerstand leisten können und die umgeworfen oder in schiefer Stellung die nackten Gräber bezeichnen, gleicht der russische Friedhof eher einem mit einem Fluch belasteten Gräberfeld, denn einem geweihten Ruheort, wie er bei uns dem Besucher Frieden und Trost in die Seele senkt.. Da liest man nicht in blumenreichen, vom Kunstgärtner gepflegten Nischen auf glänzendem Marmor die Namen der hier Ruhenden, da erfreut sich das Auge nicht an den edlen, kunstvollen Formen der Gedenksteine, eisig kalt weht der Hauch der Vernichtung über die Stätte, die Brücke scheint abgebrochen, die dem Geiste vorstellbar uns hinüberführt in eine höhere Welt.

Und erst der Friedhof der russischen Steppe! Der Gutsherr schenkte für ihn der Dorfgemeinde ein Stückchen Acker, das plump und roh mit ungehobelten, unregelmäßigen Brettern und Planken eingezäunt wurde. Ich kannte eine arme, alte Frau aus der Bukowina, welche in Bessarabien bei wohlhabenden Verwandten aus Mitleid erhalten wurde. Wie oft, da sie kränklich geworden war und ihr nur noch eine kurze Lebensfrist beschieden schien, wie oft sah ich sie am breiten Fenster des Tanzsaales stehen, von dem man nach dem kleinen Friedhof hinüberblicken konnte, den Blick starr nach demselben gerichtet und mit einem unbeschreiblich wehmüthigen Zug um den eingefallenen Mund. Als ich sie einmal frug, was denn so an diesem traurigen Ort ihre Aufmerksamkeit fessele und sie sich zu mir wendete, rannen schwere, dicke Thränen über ihre schmalen, bleichen Wangen. Ich wußte, daß sie selbst keinen theuren Todten an diesem Ort zu beweinen hatte, glaubte daher, daß eine krankhafte Sehnsucht nach der öden Ruhestätte sie beherrsche und suchte sie deshalb zu trösten mit der Liebe, die ihr ja Alle im Hause bewiesen, wie werth sie Allen sei und wie Keiner sie entbehren möchte.

„Das ist's ja", erwiderte sie, „was mir so unaussprechliches Weh verursacht. Ich werde alle diese Liebe mit Undank lohnen müssen, denn ich will fort, fort von hier. Ich kann den Gedanken nicht fassen und werde ihn nie fassen können, dort an diesem schauerlichen Ort, auf diesem schrecklichen Friedhof einst zur

ewigen Ruhe gebettet zu werden. Aus meiner Heimat trage ich die Erinnerung eines freundlichen, mit Bäumen und Blumen geschmückten Friedhofs in mir, wo Freunde und Verwandte an schönen Sonntagen zum Besuch erscheinen, und wo einst inmitten derselben zu ruhen mir immer wie ein tröstlicher Gedanke erschien. Wer aber besucht hier diesen schauerlich wüsten Ort, ja, wer will ihn nur sehen? Selbst unsere niedrigsten Dienstleute machen einen Umweg, um nicht in seine Nähe kommen zu müssen. Und ich sollte dort begraben sein? Nein, ich will, ich muß fort, und sobald als möglich!"

Die Sehnsucht der alten Frau wurde erfüllt. Durch meine Vermittlung wurde ihr die Reise in die Heimat ermöglicht und nun ruht sie bereits dort in einem mit Blumen geschmückten und mit einem marmornen Denkstein gezierten Grabe.

Auch die Friedhöfe der russischen Großstädte bieten kein tröstlicheres Bild. Die Erinnerungsfeier an den obengenannten vier Tagen wird dort unter Assistenz der Geistlichkeit abgehalten, Todtenlieder werden gesungen und Gebete verrichtet, aber Blumenschmuck und Kränze sind auch dort äußerst selten zu erblicken. Sie unterscheiden sich jedoch von den Friedhöfen in der Provinz darin, daß man die Gräber nicht mit Gaben schmückt und die Armen auf dem Gottesacker speist und beschenkt, sondern dies geschieht im Hause der Reicheren selbst oder man sendet besonders Bedürftigen die Gaben zu. Armen- und Waisenhäuser, sowie die

Kirchen erhalten namhafte Summen zur Vertheilung unter die Nothleidenden, damit diese an den Erinnerungstagen der Verstorbenen als ihrer Wohlthäter gedenken, ein schöner Brauch, der das Wirken guter Menschen auf dieser Welt über ihren Tod hinaus fortpflanzt, der aber die Friedhöfe öde läßt und leer und nichts beiträgt zur Milderung des traurigen Eindrucks derselben.

Wohl halten immer einige Familien der Großstadt noch an dem Brauche fest, ihre Gaben auf den Friedhof bringen zu lassen, in Anbetracht der geschilderten Ausschweifungen jedoch wurde in den letzten Jahren und in den größeren Städten das Vertheilen von Branntwein verboten.

Hier die Blumenspenden als Deutung und Symbol einer schöneren Welt, dort die Gaben zur Erinnerung an das edle Wirken der Todten — beides vereint wäre wohl die würdigste und erhebendste Feier dieses Tages, der Vergangenheit und Gegenwart so sinnvoll und sinnig verknüpft.

Die Tscherkessin.

I.

Es war zur Zeit der letzten Kämpfe Rußlands gegen die Bergvölker Schamyl's und kurz vor der endgiltigen Unterwerfung des gesammten Kaukasus. Das russische Heer, durch Baratinski energisch und vortrefflich geführt, hatte nun schon ein ganzes Jahr bald in heißen Kämpfen und mühevollen Belagerungen, bald durch unermüdliche Streifzüge in dem nördlichen Kaukasus den tapferen Bergfürsten und seine Getreuen nicht zu Athem kommen lassen.

So schön und romantisch sich auch die Natur auf der herrlichen Halbinsel Krim entfaltet, so wild und wie der Welt weit entrückt sah es noch in den armseligen, meist in den unzugänglichen Thälern des Gebirges weit zerstreuten Niederlassungen der Tscherkessen aus. Wie das Land, konnte auch das Volk als ein noch halbwildes gelten, gab es bei demselben doch nicht die geringste geistige Cultur, die dem Wunsch und

Verlangen der feurig angelegten Bewohner des Elbruß etwas Anderes vorgestellt hätte als den Besitz des wildesten Pferdes, als Raub, Krieg und die unbändige Bethätigung eines überschäumenden Lebensmuthes.

Ein schöner, sonniger Herbsttag neigte sich seinem Ende zu. In einem der Thäler schwangen sich rasch einige Burschen auf ihre kleinen Gebirgspferdchen, die sie selbst im schärfsten Galopp nur an der zottigen Mähne führten, um die weit zerstreute Schafheerde zur gemeinsamen Hürde zu versammeln. Junge Mädchen, fast noch Kinder, kaum halb in die spärlichste Kleidung gehüllt, sammelten Holz und Reisig, womit die auf einem kleinen Hügel beisammensitzenden älteren Frauen, die, gleichmüthig schwätzend, aus kleinen Holzpfeifchen rauchten, dann Feuer anzündeten, um das Nachtessen zu bereiten. Es dauerte auch nicht mehr lange und sämmtliche Angehörige des Dorfes waren auf dem Platze versammelt.

„Wo bleibt Tetiana?“ frug jetzt eines der Weiber, die Mutter der Vermißten, sich an einen der älteren Burschen wendend, den sie Himry nannten.

„Ich sah sie im Thal drüben auf ihrem Pferde gegen den Wald einbiegen,“ gab der Gefragte zur Antwort.

Die Mutter stand auf, hielt die Hand über die Augen, nach allen Richtungen spähend, ob das Mädchen irgendwo zu erblicken wäre. Doch es vergingen die Minuten, bald fing es gänzlich zu dunkeln an, ohne

daß Tetiana erschien. Alle wurden ungeduldig. Himry, der einen ziemlich dicken Stock wie in fieberhafter Hast mit seinem Messer zu zerstückeln anfing, hob endlich den Kopf, schüttelte das lange, struppige Haar aus dem Gesichte und sagte zu der besorgten Mutter halb scherzend und doch wieder in vollem Ernst:

„In Ahapa befinden sich seit einigen Tagen große Herren, Officiere des Gouverneurs Baratinski, die unsere Thäler durchstreifen, wahrscheinlich um wieder einen Hauptstreich gegen Schamyl, den Heiligen der Berge — der Sieg sei mit ihm — auszuführen. Vielleicht hat einer von diesen unsere Tetiana erblickt und sie fortgeschleppt.“

Man konnte jetzt erst das Gesicht des Sprechers sehen. Es war tief gebräunt, von regelmäßigen Zügen, auffallend energischem Ausdruck und mit einem Paar funkensprühenden Augen unter der kräftig gewölbten Stirn, aus denen der entschlossene Muth des Tscherkessen leuchtete. Der junge Mann, obgleich erst achtzehn Jahre alt, war kräftig entwickelt und schön zu nennen, sein robuster Bau deutete auf den berufenen Kriegsmann. Daria, so hieß die Mutter des Mädchens, warf die schon längst verlöschte Pfeife auf die Erde, kreuzte die Hände auf dem Rücken und sich gegen Himry wendend, rief sie: „Junge, stehe also auf, laß uns die müden Gäule wieder besteigen und hilf mir mein Kind suchen.“

Himry bedurfte nur dieser Aufforderung, ja er

schien dieselbe erwartet zu haben. Schnell steckte er ein Stück Brod hinter sein offenes, grobes Hemd, half Mutter Daria aufs Pferd, und Beide machten sich sofort auf den Weg, die Vermißte aufzusuchen. Kreuz und quer durchstreiften sie zunächst den nahen Wald und die einmündenden Thäler, riefen „Tetiana! Tetiana!" Doch als einzige Antwort meldete sich nur ein schwaches Echo, das wie höhnisch ihren Ruf mit „ana" erwiderte.

Indessen war die Nacht vollständig heraufgezogen, und tiefe Dunkelheit umgab die Suchenden. Sie trösteten sich damit, daß bald der Mond aufgehen werde, dessen blasse Scheibe denn auch nach einiger Zeit erschien, um gespensterhaft die wilde Gegend, die verzweifelnd Suchenden und die bis zum Hinfallen abgehetzten Pferde zu beleuchten. Daria durchkämpfte alle Qualen eines geängstigten Mutterherzens, und kalte Schweißtropfen fielen von der Stirn des armen Weibes. Sie schrie nach ihrem Kinde, weinte, riß sich die Haare aus, murmelte Gebete, schlug Kreuze auf die hochwogende Brust, keuchte vor Mattigkeit — doch half dies Alles nicht dazu, auch nur eine Spur der Verschwundenen aufzufinden.

„Mutter," meinte endlich Himry, „es wäre ja doch auch möglich, daß, während wir uns so weit entfernen, Tetiana schon bei den Unsrigen sitzt." Ob er dieser Meinung selber Glauben schenkte, oder ob er nur das arme Weib damit beruhigen wollte, war aus dem Tone seiner Stimme schwer zu erkennen. Sicher war,

daß der wilde Bursche, selbst aufs Aeußerste erregt, sich mit seiner dicken Faust von Zeit zu Zeit verstohlen eine schwere Thräne aus den feurigen Augen wischte.

In Mutter Daria's Blicken entfachte sich ein Hoffnungsstrahl.

„Bist eigentlich sehr vernünftig, mein guter Junge," sagte sie. „Bin ja selbst beinahe verrückt, dachte nicht einmal daran, daß das Mädel von einer andern Seite heimkehren könne. Bist wirklich ein guter Bursche, Himry, und sollten wir das Kind beim Hügel wiederfinden, erhältst Du sie in einem Jahre zum Weibe."

„Gebe Gott, daß mir das Glück werden möge", antwortete Himry.

Mit langsamen Schritten brachten sie nur die Rosse vorwärts. Am Horizont verkündete bereits die Morgenröthe den Tagesanbruch, als die Müden ihr Heimatsdorf erreichten.

Tetiana war nicht zurück. Der Jammer der Mutter war ohne Grenzen. Erschöpft und verzweifelt warf sie sich mit dem Gesichte auf die Erde, und wenn sie aufsah zu den sie Tröstenden, stierte Wahnsinn aus ihren Augen.

Himry, vom tiefsten Mitleid durchdrungen, versprach und schwor nicht eher ruhen zu wollen, bis er das Mädchen wieder auffinden würde. Aber wie schwer war dieser Schwur zu erfüllen in den wilden, kaum zugänglichen Thälern, den langgestreckten Felsen-

schluchten des dortigen Kreidegebirges. Die Dörfchen, nur spärlich und in großer Entfernung zerstreut, waren um so schwerer aufzufinden für Einen, der nicht einmal wußte, nach welcher Richtung er zu suchen hatte. Wochenlang irrte der arme Bursche in dem wüsten Gebirge umher, und als er, abgemüht und abgemagert, mit tiefliegenden Augen zur Mutter Daria zurückkehrte, fand er sie vollständig dem Wahnsinn verfallen und ohne Verständnis für das, was um sie her geschah. Sie rief nicht mehr nach ihrem Kinde, frug nicht mehr den aufopfernden Burschen, was er erfahren, sie lief nur in den Thälern umher, Blumen pflückend und heilige Lieder singend.

Gern hätte sich Himry ihrer angenommen, für sie gearbeitet, weil er in der weiten Welt Niemanden besaß, der ihm näher gestanden oder verwandt gewesen wäre. Aber die Wahnsinnige scheute die Menschen und nahm nur dann die ihr gereichte Nahrung, wenn sie sich unbeachtet wußte. Dieses unstete Leben hatte denn auch schneller ihre Gesundheit untergraben, als man es bei einem Weibe, das Frost und Hitze wenig zu unterscheiden wußte, vorausgesetzt hätte. Sie starb den nachfolgenden Winter in den Armen des treuen Himry, und als er das Bischen Erde über ihre Leiche aufgeschichtet hatte, verschwand auch er aus der Gegend. Niemand wußte, wohin er sich gewandt, man erzählte nur von ihm, daß er sich zugeschworen, Tetiana aufzusuchen und sie zu finden.

II.

Am Nachmittage des Tages, da Tetiana vermißt worden, stand das Mädchen mit aufgeschürzten Röckchen im Bach, ihr zum Fischen ausgespanntes Netz ruhig vor sich hinhaltend. Sie hatte ihren Angehörigen von ihrer Absicht, tiefer das Thal hinab dem Bache nachzugehen, keine Mitteilung gemacht. Es war dies auch nicht Brauch. Jeder ging nach Willkür irgend einer Beschäftigung nach, und erst Abends, beim prasselnden Feuer, den dampfenden Kesseln und angezündeten Pfeifen theilte man sich mit, was der Tag an Ereignissen und zuweilen auch als Beute mit sich gebracht. Da es den Tag zuvor geregnet hatte und der Bach noch ein wenig trüb und angeschwollen war, so hoffte Tetiana, ihre Mutter mit einem guten Abendimbiß überraschen zu können. Frei und zwanglos, ein echtes Naturkind, dabei gutmüthig und von seltener Fügsamkeit, war sie insoweit eine Ausnahme ihrer Race, als ihr die wilde Unbändigkeit derselben vollständig fehlte.

Noch spielten die Sonnenstrahlen in dem reichen Haar des reizenden Mädchens. Sie hatte eben das Netz emporgehoben, in dem ein kleinwinziges Fischlein zappelte, das jedoch zu unbedeutend war, um es als Beute nach Hause zu bringen. Deßhalb war Tetiana im Begriff, es wieder aus dem Netz zu lösen, um es frei zu lassen, als plötzlich die Zweige knisterten und knapp hinter ihr Hufschläge hörbar wurden. Doch das

war nichts Neues. In diesem Lande hat ja Jeder sein Pferd. Mann und Frau bedienen sich desselben bei jedem etwas längeren Weg. Deßhalb ließ sich das Mädchen auch nicht stören, und ohne sich umzusehen, blieb sie mit dem Fischlein beschäftigt, das ihr immer wieder aus der Hand glitt.

„Heda,“ rief es jetzt plötzlich aus dem Walde.

Nun wandte sich Tetiana doch etwas erschrocken um. Der Klang dieser Stimme schien ihr so ungewohnt und wirklich, ein fremder Reiter war's, der da vor ihr stand, ein ihr vollständig fremder Mann, dessen Kleid von Gold glitzerte, und der ein großes, prachtvolles Pferd, wie sie es nie gesehen, am Zaume hielt.

Lange blickten sich die Beiden wie verzaubert an. Tetiana stieg aus dem Bache, ließ verschämt ihre Röckchen herab, und wußte nicht, ob sie die Flucht ergreifen oder stehen bleiben solle. Der Fremde war's, der zuerst das Schweigen brach.

„Wo geht denn hier der Weg zum Meere hinab nach der Krim?“

Noch sprachlos vor Ueberraschung, deutete das Mädchen mit der Hand gegen Westen.

„Du bist doch nicht stumm, mein Kind?“ frug jetzt der Fremde lachend und faßte ihre noch immer ausgestreckte Hand.

Jetzt schlug Tetiana die nachtschwarzen Augen zu ihm empor. Ja, sie mußte das Köpfchen heben zu der Riesengestalt mit dem blonden Haar und den

blauen Augen, die jetzt dicht vor ihr stand. Der Fremde war ein russischer Officier, der sich nur aus Zerstreuungssucht dem Feldzuge im Kaukasus angeschlossen und den die Neugier von einem Streifzuge weg tiefer in die Berge hineingetrieben. Er war ein bekannter Petersburger Bonvivant, ein Mann von kräftigem Wuchse und ebensolcher Gesundheit, dem man die vierzig Jahre, denen er bereits zusteuerte, nicht angesehen hätte. Schön, reich, sorglos in den Tag hineinlebend und jeder momentanen Eingebung folgend, schien er ganz besonders für ein abenteuerliches Leben geschaffen zu sein. Er und seine Freunde, mit denen er gerne sein Vermögen in lustigen Stunden und nicht enden wollenden Trinkgelagen theilte, waren große Verehrer der feurigen Südländerinnen und oft unternahmen sie, seit sie im Kaukasus cantonirten, ziemlich wilde Jagden nach den dunkelhaarigen Tscherkessinnen.

„Und Du heißt, meine Kleine?“ hub jetzt der Fremde wieder an, nachdem er sich an den schwarzen Augen satt gesehen.

„Man nennt mich Tiana“, erwiderte sie kurz, fortwährend Versuche machend, ihren Arm aus seiner Gewalt loszubringen.

„Tiana! das klingt ja ganz hübsch! Hast Du noch Deine Eltern? Aber die Zeit drängt, ich will Dich zu den Deinigen bringen, komm, steige zu mir aufs Pferd!“

Mit einem gewaltigen Ruck hatte sie ihren Arm

befreit und wollte nun rasch entlaufen. Doch in einem Nu hatte er sie um den schlanken Leib gefaßt, hob sie leicht wie einen Federball in den Sattel und nun ging's fort im sausenden Galopp gegen Westen. Ihr Sträuben, ihr verzweifeltes Aufschreien, ihre Hilferufe, ihre Klagen und ihre Thränen, nichts war im Stande, den dahinrasenden Mann zu rühren und von seinem Vorhaben abzubringen. Nur wenn sie erschöpft nach Athem rang, suchte er sie mit den süßesten Kosenamen zu beruhigen und ihre Verzweiflung zu besänftigen. Dabei spornte er sein Pferd zu immer rasenderer Eile an. Dunkle Nacht war's bereits geworden, schwer zogen die Wolken am Himmel, als er in einer weiten Lichtung endlich eine einsame Herberge erreichte, in der er mehr des aus Erschöpfung ohnmächtig gewordenen Kindes wegen, als um seiner selbst willen beschloß, Rast zu halten. Mit eigenen Händen trug er die Bewußtlose auf das ihr zugewiesene harte Lager, sie der Fürsorge und Pflege eines alten Weibes übergebend.

Galt es doch zunächst zu überlegen, wohin er die Geraubte bringen sollte. Alexei Gregorowitsch, so hieß unser Held, hatte in letzter Zeit neben seinen gewöhnlichen tollen Streichen auch etwas Vernünftiges unternommen. Er hatte über einen kleinen Theil seines Vermögens, nämlich über 100000 Rubel, rasch zu verfügen, und er verwendete dieselben auf den Rath eines der besonnenen Freunde zum Ankauf einer roman-

tisch gelegenen Farm an den Ufern des Dnjester in Bessarabien. Dort ließ er einige zerstreute Wohnhäuser für den Besuch seiner zahlreichen Gäste bauen, die rings herum von hübschen Ziergärten umgeben waren. Das Ganze, einerseits vom Flusse, andererseits durch Berge beschützt, letztere sämmtlich mit edlen Weinstöcken bepflanzt, war außerdem ringsum mit einer hohen Mauer umgeben, welche diese Welt für sich von der Nachbarschaft abgrenzte. In dieser Mauer befand sich nur ein einziges Einfahrtsthor, vor dem ein strammer Soldat Tag und Nacht als Schildwache stand, der zugleich die Dienste des Portiers versah.

In dieses offene Gefängnis wurde Tiana nach achttägigen Reisestrapazen gebracht. Wohl hatte ihre kräftige Jugend diesen und der Verzweiflung widerstanden, aber die vielen Thränen, die sie vergossen, haben ihre schönen Augen mit tiefen, blauen Ringen umsäumt und aus dem so lieblichen Gesichtchen war das kindliche frohe Lächeln wie für immer geschwunden. Lange Tage saß sie stumm und traurig auf den weichen, türkischen Divans, und alle Zärtlichkeiten und süßen Liebesworte, mit denen sie Alexei Gregorowitsch überhäufte, halfen nichts, auch nur einiges Leben in die dunkeln Augen zu zaubern. Als ihre Wangen immer blässer und blässer wurden und ihre Blicke thränenlos und irr durch die offenen Fenster ins Freie schweiften, versuchte Alexei Gregorowitsch noch ein letztes Mittel.

„Tiana, mein Herz“, so sprach er eines Tages

voll der zärtlichsten Theilnahme zu ihr, „willst Du durchaus nach Deiner Heimat zurückkehren, so führe ich Dich selbst wieder dort hin.“

Da heftete sie forschend ihre Augen auf sein Gesicht, als ob sie sich überzeugen wolle, ob seine Worte ernst oder nicht bloß im vorübergehenden Scherze gesprochen waren. Als sie bemerkte, daß ein Zug wahren Mitgefühls sich dort offenbarte, erwiderte sie scheu und zugleich mit inniger Bitte:

„Ja, zu meiner Mutter!“

„Ich werde Dich sicher zu ihr bringen, mein Schatz, nur sei auch wieder so heiter wie dort, da ich Dich das erste Mal gesehen. Es naht jetzt der Winter, der Weg nach dem Kaukasus ist in dieser Jahreszeit entsetzlich und nicht zu wagen. Ich muß vorerst nach Petersburg und will Dich dahin mitnehmen. Bist Du mit mir zufrieden?“ Und er umarmte sie auf das Zärtlichste und schmeichelte ihr so lange, bis wirklich ihre so traurigen Züge zum ersten Mal seit langer Zeit ein Lächeln wieder erhellte.

War doch Tiana immer noch ein wirkliches Kind. Die Pracht um sie herum, die reichen Kleider, die man ihr gegeben, all das Tausenderlei an Schmuck und Zier, das man in ihrem Zimmer mit Absicht aufgehäuft, mußte wider Willen ihr in der Sehnsucht nach orientalischer Märchenpracht aufgewachsenes Herz fesseln und reizen. Bis jetzt war auch der Gebieter, wie ihn die reiche Zahl der Diener ehrfurchtsvoll nannte, stets

gut und rücksichtsvoll gegen sie gewesen, so daß sich längst ein Gefühl der Dankbarkeit für ihn in Tiana's Herz eingeschlichen.

„Ich werde warten", sagte sie ergeben, und von dieser Stunde an zeigte sie sich ihm gegenüber nicht mehr so widerspenstig und kalt, wie bisher.

III.

Trotz seinem jetzigen Verhalten gegen das schöne, geraubte Mädchen, war Alexei Gregorowitsch in allen anderen Beziehungen immer die gleich wilde, ungebändigte Natur. In der russischen Residenz führte er ein Leben, das weder seinem Vermögen, noch seiner Gesundheit eine lange Dauer versprach. Sein Haus strotzte allabendlich von Gästen, die den üppigsten Lebenskreisen der Hauptstadt entnommen waren und mancher im Uebermuth und halbberauschter Tollheit ersonnene Streich fand bei ihm die scandalöseste Ausführung. Man spielte mit den höchsten Einsätzen, trank bis zur Bewußtlosigkeit, so daß die Diener ihre Herren meist von den Stühlen weg nach ihrer Behausung tragen mußten.

Alexei Gregorowitsch war jedoch in betrunkenem Zustande wie ein wildes Thier. So lange er noch seine Arme bewegen konnte, schlug er um sich und Jeden nieder, der ihm in den Weg trat. Die gemeinsten Redensarten und Flüche, auch Fußtritte waren die Waffen, mit denen er in dieser Verfassung seine Um-

gebung zu besiegen pflegte. Sein Lieblingsdiener, Petrow genannt, ein schlauer, habgieriger Mensch, wußte anscheinend allein seinen Herrn in diesem Zustand zu behandeln. War dessen Trunkenheit auch bereits bis zur Wuth gesteigert, Petrow führte ihm dennoch so lange das gefüllte Glas zum Munde, bis dieser in völliger Bewußtlosigkeit sich nicht mehr rühren konnte. Dann trug er ihn in sein Bett, schloß die Thüren zu und ließ ihn seinen Rausch ruhig ausschlafen. Dieser Mensch hatte schon längst, wie man sagte, sein Schäfchen im Trockenen, stahl jedoch und betrog mit der Miene knechtischer Untergebenheit ungestört weiter. Er hatte von seinem Herrn den strengsten Auftrag, ihn niemals in betrunkenem Zustande vor die Augen Tiana's zu bringen und dieser auch niemals ein Wort davon zu erzählen, was er und wie er es mit seinen Freunden fast jede Nacht im Hause trieb.

Merkwürdigerweise hatte Petrow diesen Befehl treu befolgt. Stand er sonst auch mit Keinem gut, der sich seines Herrn Vertrauen zu gewinnen wußte — diese sanfte Tscherkessin mit ihrem melancholischen Blick, der immer traurigen Miene und ihrer stillen Ergebenheit hatte schon längst all die Sympathie in ihm erweckt, deren sein geldgieriges Herz überhaupt fähig war. Sie war es auch allein, für deren Dienst er immer bereitwillig zur Verfügung stand. Gab sie sich doch stets so harmlos wie ein unerfahrenes Kind, und trotz aller Rechte, die ihr von Alexei Gregorowitsch

im Hause eingeräumt waren, blieb sie ohne Verlangen, und in ihren Wünschen und Bedürfnissen so einfach, wie sie es einst in ihren heimatlichen Bergen gewesen. Das wüste Treiben im Hause mußte ihr also geheim und fremd bleiben. Dabei schien sie nach und nach an dem einförmigen Leben, das sie führte, ein gewisses Interesse zu finden — oder war es der nahende Frühling, der ihr die so ungeduldig erwartete Reise nach der Heimat bringen sollte? Jedenfalls schien sie froher gestimmt und gerne nahm sie jetzt Theil an den Theaterabenden oder den Schlittenparthien, zu denen Alexei Gregorowitsch sie öfter aufforderte. Augenscheinlich liebte sie dieser aufrichtig und tief, hielt auch wohlweislich seine Freunde sowie alle Gäste seines Hauses von ihr fern, so daß Keiner derselben Gelegenheit fand, mit Tiana zusammen zu kommen. Oft frug man ihn, wer sie sei, woher sie gekommen und in welchem Verhältnis er zu ihr stehe, rühmte auch ihre seltene, vollendete Schönheit, den berückenden Zauber ihrer dunklen Augen, ihren seltsam träumerischen Blick, den sie manchmal aus der Loge über das Publicum gleiten ließ, wo dann alle Lorgnons nur auf sie gerichtet waren und die Crême der Gesellschaft sich nur mit ihr beschäftigte. Aber Alexei Gregorowitsch wußte alle Fragen kurz abzufertigen, indem er Tiana als eine Verwandte aus dem Süden ausgab.

Der Winter war streng. Erst in der zweiten Hälfte des April konnte die Reise nach Bessarabien

unternommen werden. Wohl frug Tiana jeden Tag, wann Alexei Gregorowitsch mit ihr die Fahrt zu ihrer Mutter antreten wolle, vorläufig jedoch mußte sie sich in Geduld fassen und die Sehnsucht nach der Heimat mußte andern Gefühlen weichen. Sie fühlte sich Mutter und, kaum angekommen auf der ländlichen Farm, genas sie eines schönen, gesunden Knaben. Wie mit einem Schlage verschwand nun alles Kindliche aus ihrem Wesen. Eine abgöttische Liebe zu ihrem Kinde zog in ihr Herz, so daß, als ihr eines Tages Alexei Gregorowitsch die verbürgte Nachricht von dem Tode ihrer Mutter brachte, diese Nachricht sie nicht sehr bewegte. All ihr Fühlen und Denken gehörten jetzt ihrem Kind. Die vielerlei Sorgen um das kleine Wesen, die unaufhörliche Pflege desselben reiften sie zu einem sinnigen, starken Weibe, setzten ihrem Dasein ein Ziel und erfüllten ihr sehnendes Herz mit unbeschreiblicher Freude. Das Glück machte Tiana noch reizender und brachte ihre Schönheit zu wirklicher Vollendung.

Alexei Gregorowitsch dagegen konnte sich auch jetzt dem Banne seiner rohen, sinnlichen Freuden nicht entreißen. Sein Losungswort hieß: „genießen“, und das Leben war für ihn nur in dieser Hinsicht schön! Es hatte ihn nie bekümmert und kostete ihn keinen einzigen Gedanken, ob Tiana ihn wieder liebe. Wohl bemerkte er, seit sie ihr Kind besaß, wie liebevoll und zärtlich sie mit diesem umzugehen verstand. Er erfuhr

erst jetzt, wie süße Worte sie sprechen konnte, und hörte zum ersten Mal die sanften Liedchen, mit denen sie den Kleinen zum Einschlummern brachte.

Das fing denn doch an, seine ruhige Haltung nach und nach zu erschüttern. Diese zarten Aufmerksamkeiten hätte sie eigentlich ihm darbringen sollen und ihn nicht, wie sie es stets gethan, als etwas Fremdes und Nebensächliches betrachten dürfen. Zwar boten ihm jetzt im Sommer die Gärten und die wohlgepflegten Weinberge viele Zerstreuung. Er liebte die Blumenzucht und verwendete unsinnige Summen, seine Anpflanzungen und Gewächshäuser im modernen und üppigen Zustande zu erhalten. Durch die anhaltend tolle Lebensweise fing jedoch zugleich sein Vermögen an, bis auf diesen Besitz zusammenzuschmelzen, der freilich noch immer den Werth von hunderttausend Rubel repräsentirte. Aber was konnte sein Erträgniß in der Hand eines so verwöhnten Mannes sein, der gewohnt war, über Tausende zu verfügen und es niemals verstand, seine Ausgaben mit seinen Einnahmen in Einklang zu bringen.

IV.

Sechs Jahre waren verstrichen. Sascha war zu einem kräftigen Knaben herangewachsen, und seine Mutter, ausschließlich mit ihm beschäftigt, hatte nie daran gedacht, sich um die finanziellen Verhältnisse des Hauses zu kümmern. Als Weib stand sie in der

prächtigsten Blüthe ihrer Schönheit, nur verfiel sie wieder in ihre frühere Melancholie, denn ihr Kind war ein wilder, ausgelassener Junge, vom Vater zu den größten Ungezogenheiten ermuthigt und dabei unterstützt, so daß sie kein Mittel besaß, das kurze Glück, das ihr seine harmlose Kindheit gewährte, sich auf die Dauer zu sichern. Ohnehin hielt der Vater den Knaben jetzt meist bei sich — und erst die Zerstreuungen des großen Gartens und der weitgedehnten Weinberge!

Was aber Sascha mehr als Alles und ihn sogar im Traume beschäftigte, war ein Geheimniß, das hinter der Mauer des Gartens lag. Wie oft kletterte er in letzterer Zeit auf diese, um dasselbe zu erforschen. Dort, nahe der Mauer und nur mehr gegen den Fluß hin, hatte sich seit einem Jahre schon ein unbekannter Bauer als einziger Nachbar des Gutes angesiedelt. Niemand wußte, woher er gekommen, nur daß er ein Südländer sei, verriethen sein schwarzes Haar und seine gebräunte Hautfarbe. Er erstand eines Tages das anstoßende Feld, friedete es ein mit eigener Hand, baute sich eine dürftige Hütte und begann mit eifrigster Pflege und nie rastender Sorgfalt die Bebauung seines Gartens und eines ausgedehnten Weinberges. Es war, selbst für die Augen des neugierigen Knaben, jedenfalls ein seltsamer Mensch, der da vom anbrechenden Morgen bis in die sinkende Nacht arbeitete und schaffte, immer allein, niemals ein Wort sprechend und

Alles sich selbst besorgend. Vor seiner weißgetünchten Lehmhütte hingen einige Käfige mit einer Anzahl gelehriger Vögel, denen der Bauer an den Sonntagen und in den Stunden der Rast die verschiedensten Melodien vorzupfeifen pflegte und dies unverdrossen so lange that, bis die kleinen Schüler im Stande waren, in ihren Kehlchen die Töne zur gleichen Harmonie zu formen. Außerdem besaß er ein zahmes Reh und im Frühjahre zwei oder drei schneeweiß gehaltene Lämmer, die ihm auf Schritt und Tritt folgten. Ein riesiger Schäferhund lag vor seiner Thür, wenn er nicht gleichfalls, wie besorgt um seinen Herrn, hin und herging. Auch eine Kuh weidete jetzt auf dem Rasen mit einem scheckigen Kalbe. In der Ecke des Hofes, durch einen dichten Reisigzaun abgeschlossen, gluckten bunte Hühner, wie ausgesucht in Gestalt und Färbung aus allen Himmelsgegenden.

Es gab daher des Anziehenden genug bei dem Nachbar hinter der Mauer, der dort so einsam und ausschließlich nur seiner Arbeit lebte. War's ein Wunder, daß Sascha begehrliche Blicke namentlich zu der befiederten Welt sendete, und da manchmal der Bauer unweit der Mauer zu graben, die Obstbäume zu beschneiden, oder sie von den Raupen zu befreien pflegte, wagte er einst seine Neugier durch Fragen zu befriedigen.

In diesem Augenblicke rief Tiana aus der Entfernung den Knaben zu sich.

„Es ist unartig," sagte sie, „andere Leute auf diese Art zu belästigen. Mit wem hast Du denn dort gesprochen?"

„Ach, Du weißt nicht, Mutter, wie schön es dort hinter der Mauer ist, und daß der Mann, der dort wohnt, viel schönere Thiere hat als unsere Pfauen, die den ganzen Tag so fürchterlich schreien." Er sprach dies in einem ungezogen barschen Tone, ohne sich bei der Mutter aufzuhalten und lief gleich wieder davon, um anderwärts seinen Muthwillen ungestört ausführen zu können.

Tiana wußte in Wirklichkeit nicht, daß es hinter der Mauer ihrer Farm noch andere Menschen gab. Alexei Gregorowitsch hatte ihr gleich zu Anfang, da er sie hergebracht, strenge verboten, sich um die Außenwelt zu kümmern und durch ihr Erscheinen beim Thore Neugierige anzulocken. Damals war sie von ihrer Apathie derart beherrscht, daß sie auch niemals in Versuchung gerieth, diesem Verbote entgegen zu handeln.

Nun aber gingen in den letzten zwei Jahren merkwürdige Dinge in dem Hause vor. Es konnte auch Tiana nicht länger verborgen bleiben, daß es an Geld zu mangeln anfing. Der größte Theil der Dienerschaft wurde entlassen, und man hatte es nur der treuen Anhänglichkeit des Kochs zu danken, daß er ohne Inanspruchnahme seines Herrn noch für den Tisch zu sorgen vermochte, obgleich er oft verzweifelte, dies länger thun zu können. Da brachte ihn der Zufall

eines Tages in der Schenke mit dem Bauer, ihrem einzigen Nachbarn, zusammen, oder vielmehr, der Bauer besuchte zufällig, was sonst niemals geschehen, die Schenke. Sie tranken, der Koch mehr, der Bauer weniger, und wurden, der Koch wußte eigentlich selbst nicht wie, gute Freunde. Von jetzt ab gab's junge Hühner, Butter, Eier und manchen schönen Sterlet auf dem Tische der Herrschaft, obwohl der alte Diener niemals erzählte, wo er diese guten Sachen aufgetrieben. Die Speisestunde kam und es war da. Beim Glase Schnaps konnte man jedoch die zwei Freunde jeden Samstag früh beisammen sehen, wie sie mit hochwichtiger Miene den Küchenzettel für die nächste Woche zusammenstellten und noch so manche andere Angelegenheit besprachen, die sie eigentlich wenig oder gar nichts anging.

Der Bauer besonders ließ sich sehr gerne von dem Alten die häuslichen Verhältnisse und Vorgänge auf der Farm erzählen. Es waren wirklich schauerliche Dinge, die sich dort zuweilen zutrugen. Alexei Gregorowitsch verthierte von Tag zu Tag mehr. Er that fast nichts mehr als trinken, schimpfen und die Wenigen schlagen, die noch im Hause geblieben waren. — Auch die arme Tiana, wenn sie ihm in die Nähe kam — Feuer sprühte aus den Augen des Bauers, als er dies vernahm.

„Seit wann geht's denn eigentlich bei Euch so zu?“ frug er den Alten und schenkte ihm sein Glas voll.

„Oh, so war mein Herr immer. Nur wußten es früher die Diener zu verhüten, daß es bekannt wurde, weil sie ihn im trunkenen Zustande nicht aus seinem Zimmer ließen. Seit sie aber alle fort sind, ist niemand mehr da, die arme Frau zu schützen. Wir haben die gute Herrin Alle gern, leider schlägt auch der mißrathene Junge schon gleich dem Vater nach seiner Mutter. Schade um das schöne Kind. Sie würde es auch verstanden haben, den Knaben in Gottesfurcht zu erziehen, aber Alexei Gregorowitsch zerstört alles, was sie Gutes thut, verdirbt ihr jede Freude und behandelt sie jetzt wie eine Magd.

„Es ist Zeit aufzubrechen," sagte der Bauer und zahlte die Zeche, ohne dem Alten auf seine Erzählung geantwortet zu haben. Beim Abschied sagte er nur: „Was Deine Küche braucht, liefere ich Dir auch künftig sehr gern, brauchst aber Niemandem davon zu erzählen. Mit Sonnenaufgang erwarte ich Dich jeden Morgen, wirst mich zahlen, wenn bessere Zeiten kommen." Und damit gingen die beiden Bundesgenossen auseinander.

„Große Herren, große Laster," zischte der Bauer wieder zwischen den Zähnen, als er an der Mauer der Farm zu seiner Hütte hinaufstieg und dann mit seinen Thieren sich über die menschlichen Schwächen unterhielt. Nachmittags bemerkte er Sascha auf der Mauer, dessen verlangende Blicke wieder an den Käfigen hingen.

„He da, junger Herr, schöne Vögel, nicht wahr?" redete er den Kleinen an.

„Ich möchte den schwarzen mit dem rothen Kopfe gerne haben“, sagte der Knabe.

„Alles möchten die Leute haben und dies kleine Herrensöhnchen da möchte auch schon haben wollen, was den anderen gehört“, meinte der Bauer laut für sich. Dann fuhr er fort:

„Die Thiere bleiben nur gern bei guten Menschen, Du aber bist ein böser Knabe, ungehorsam, roh, schlägst sogar Deine Mutter! Hast Du sie denn nicht lieb?“

„O ja“, protestirte der Kleine, „aber der Vater schlägt sie auch. Gestern hat er sie bei den Haaren durch's Zimmer geschleppt und sie weinte nicht einmal. Wie hat der Vater darüber gelacht!“ Sascha lachte dabei gleichfalls laut auf und klatschte in die Hände, dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder den Vögeln zu.

Der Bauer wischte sich den Schweiß von der heißen Stirn und schüttelte einen jungen Obstbaum so heftig, als ob er ihn entwurzeln wolle.

„Was thust Du?“ frug Sascha verwundert.

„So möchte ich die ganze Welt schütteln und alle schlechten Menschen mit der Wurzel ausreißen, damit die Gräuel auf dieser Erde ein Ende nehmen!“

Der Knabe fing an sich zu fürchten. Thränen traten ihm in die Augen. „Sei wieder gut, lieber — — — wie heißt Du denn eigentlich?“ sagte er in herzlichem Ton.

„Wie ich heiße? Was geht's Dich an? Ich bin

ein Mensch, der niemals ein Unrecht beging und immer ehrlich gehandelt hat. Und Du, mit Deinem feinen, unschuldigen Gesichtchen, bist im Ganzen nicht viel größer als meine Mütze und verübst schon Thaten eines Bösewichts! Oh, wärst Du mein — — —“ und drohend hob der Bauer die Fäuste, sah den Knaben scharf an — doch die feuchten, kindlich furchtsamen Augen desselben, die wie bittend auf ihn gerichtet waren, entwaffneten schnell seinen Zorn und besänftigten das Gefühl der Entrüstung.

„Ich will brav sein und der Mutter folgen,“ sagte das Kind, indem seine Lippen zuckten und es die Hände wie bittend zu dem Bauer hob. Auch dieser fuhr rasch mit der flachen Hand über die Augen und sagte gerührt:

„In Gottesnamen also, da hast Du den Vogel, auch den zweiten, den dritten, alle, das Reh und die Lämmchen will ich Dir geben, wenn Du Deine Mutter wieder lieb haben willst. So will es der liebe Gott, und die Kinder, die so sind wie Du jetzt bist, werden sicher hart bestraft.“ Damit reichte er dem Knaben den Käfig über die Mauer und verschwand dann in der Thür seiner Hütte.

V.

Der russische Krieg in Asien gegen Bokhara und Samarkand war wieder heftiger ausgebrochen. Alexei Gregorowitsch wurde durch diese Nachricht beinahe in

freudige Aufregung versetzt. Er trug Verlangen nach einer Abwechslung in seiner Lebensweise, es drängte ihn, sich den ihn immer mehr und mehr drückenden Verhältnissen zu entreißen. Die Gläubiger wollten nichts mehr borgen, die Freunde mieden das Haus, wo sie einst so frohe Stunden zugebracht, und so sann er in den immer seltener werdenden lichten Momenten darüber nach, wie eine Aenderung zu bewerkstelligen sei. Da ihm von den Dienern keiner geblieben war als der alte Koch, versuchte er, bei seinem Nachmittagsthee im Garten sitzend, mit diesem die gegenwärtige Lage zu überlegen. Der erste Rath dieses meist stummen, unbedeutenden Menschen war — woran Alexei Gregorowitsch selbst noch nicht einmal gedacht hatte — zu allererst die Verbindung mit Tiana zu einer gesetzlichen zu machen und dann die ganze Farm auf ihren Namen schreiben zu lassen. Und zum Erstaunen seines Herrn verstand er dies derart klar zu legen, die Vortheile auseinander zu setzen, die daraus für seinen einzigen Sohn und für ihn selbst zu ziehen wären, sowie das künftige Fernhalten der zudringlichen Wucherer in Aussicht zu stellen, die ja doch nur seinen berauschten Zustand auszunutzen verstanden hatten.

„Nicht schlecht“, meinte Alexei Gregorowitsch, und drehte wie nachdenklich an seiner Cigarette. „Wo hast Du diese Weisheit her, die doch unmöglich in Deinem dummen Gehirn ausgebrütet wurde?“ frug er den

Alten, während ihm dieser ein brennendes Zündhölzchen reichte.

„Hm, ja, man denkt eben doch auch so über Verschiedenes nach, wenn man beim Glase Schnaps — will sagen, wenn man ein treuer Diener des Hauses ist. Ich vererbe mich ja in der Familie meiner Herrschaft schon über vierzig Jahre, habe dem alten Herrn noch als Leibeigener gedient. Bin nicht so müde geworden in meinem Dienst, daß mich nicht manchmal die Zukunft des kleinen, zehnjährigen Herrn besorgt machen sollte!“ Ueber diese kühne Sprache selbst erschreckt, wich der Alte einige Schritte zurück, warf sich auf die Erde und küßte nach russischer Sitte die Füße seines Herrn.

„Siehst Du, altes Schaf, wie Du vor Deiner Frechheit selber erschrickst, heute will ich aus Rücksicht für Deine Kochkunst Gnade üben. Zitt're d'rum nicht und gestehe, mit wem Du beim Schnaps, wie Du gesagt, über solche Sachen zu sprechen pflegst?“

„Oh, mein gütiger Herr, wir haben nur einen einzigen Freund“, sagte der Alte, wiederholt die Füße des Verschwenders küssend. „Unser Nachbar, der für uns wie ein Knecht arbeitet, keinen Dank verlangt und ohne Rechnung unsere Küche versorgt.“

Dunkler Zorn färbte plötzlich das Antlitz Alexei Gregorowitsch's. Wüthend sprang er auf und schlug den Alten mit der Faust ins Gesicht, daß das Blut über sein weißes Hemd niederrann.

Tiana, die während des Gesprächs zufällig am offenen Fenster gestanden war und Alles mit angehört hatte, stürzte leichenblaß hinaus, erfaßte die Hand, welche nochmals schlagen wollte und sagte flehend:

„Alexei Gregorowitsch, verzeihe ihm. Seine Unwissenheit entschuldige sein Vergehen. Es ist Deiner unwürdig, daß Du Dich an solch niederem Menschen vergreifst, habe Erbarmen!“

„Du?“ brüllte Alexei Gregorowitsch und heftete mit zusammengepreßten Lippen einen vernichtenden Blick auf das Weib, das zwar noch immer bleich, aber unerschrocken ihm ins Antlitz sah und mit Riesenstärke seinen Arm gefangen hielt. Kein Schmerzenslaut, kein Seufzer, kein Widerstand war jemals bei ihr zu bemerken, selbst wenn er sie geschlagen hatte, und nun stand sie da im losen Kleide, mit bleichem Gesicht und offenen Haaren, und die schwarzen Augen glühten vor Energie und Entschlossenheit. Auf sein fragendes „Du“ gab sie keine Antwort, sondern machte nur mit der freien Hand dem Alten ein Zeichen, fortzugehen, und erst als er nicht mehr zu sehen war, fielen ihr beide Arme schlaff und zitternd herab, aber ihre Blicke blieben unverwandt und furchtlos auf den vor Zorn entstellten Zügen Alexei Ergorowitsch's haften. Aber auch hinter der Mauer funkelten zwei glühende Augen. Wie ein lauernder Tiger sah der Bauer der Scene zu, zum Sprunge bereit, wenn eine Gefahr für das Weib ihn zur That gereizt haben würde.

Seine Zähne knirschten, als sollten sie das Ungethüm drüben in Stücke reißen.

Doch diesmal kam es nicht dazu. Der Muth, die Schönheit des Weibes, das Alexei Gregorowitsch zum ersten Male länger reden hörte, hatten ihn zur Besinnung gebracht. Mit den Händen noch gesticulirend, zog er sich wie ein beschämter Schulknabe zurück in sein Zimmer, und Tiana eilte nun raschen Schrittes der Küche zu, um dem mißhandelten Koch Hilfe bieten zu können. Der gewesene Leibeigene schien jedoch aus dem ganzen Vorfall kein Wesen zu machen. Er schickte sich eben an, die blutigen Kleider abzulegen, nachdem er sein Gesicht bereits gewaschen und nun mit unveränderter Miene zu betheuern anfing, daß es schade sei, wie er auf diese Art vom Zubereiten des Abendessens abgehalten worden wäre.

Alexei Gregorowitsch, obwohl über die Reden des alten Kochs noch immer empört, schrieb einige Briefe, die zumeist nach Petersburg abgesandt wurden und beschäftigte sich dann weiter ruhig mit anderen Angelegenheiten, was im Hause auffallend erscheinen mußte, bis er eines Tages Tiana die Mittheilung machte, daß er entschlossen sei, sich einer demnächst zum Kriegsschauplatz abgehenden Truppe anzuschließen, zuvor jedoch beabsichtige, sich mit ihr gesetzlich zu verbinden, damit im möglichen Unglücksfalle sein Sohn unter dem rechtmäßigen Schutz seiner Mutter seinen alten Namen führen dürfe.

Tiana nahm diese Eröffnung gefaßt entgegen. Sie schien darauf vorbereitet und betrachtete sie wie eine Fügung des Himmels.

Dem alten Koch begegnete Alexei Gregorowitsch jetzt freundlicher, zeichnete ihn sogar dadurch aus, daß er ihn manchmal in sein Rauchzimmer rufen ließ, um mit ihm Wichtiges zu besprechen. Bei einer solchen Gelegenheit hatte er erfahren, daß es der unscheinbare Bauer hinter der Gartenmauer war, der den Alten auf den verhängnisvollen Gedanken gebracht, bei dessen Anbringung sein Gesicht zerschlagen wurde.

Bei all diesen schwerwiegenden Entschlüssen gab Alexei Gregorowitsch das Trinken vorläufig auf und verfiel in Betrachtungen, die ihn nervös und unruhig machen mußten. Sein immenses Vermögen war vergeudet, verspielt und vertrunken. Er, der stets von diensteifrigen Dienern, fröhlichen Freunden, gefälligen Geldgebern umringt war, fühlte sich verlassen, auf die kränkendste Art gemieden, und, wie er meinte, hintergangen. Wie wallte sein Blut auf, wie empörte sich sein ehemals so heftiger Stolz bei dem Gedanken, daß er für des Tages und des Lebens Bedürfnis angewiesen war auf die Wohlthaten eines fremden Bauern, der, sei es aus Mitgefühl oder Erbarmen, sein Haus mit dem Nothwendigsten versorgte. Und doch blieb ihm kein anderer Weg, als den so ungerechten Groll gegen den Nachbar zu beschwichtigen, denn er sah sich gezwungen, noch größere Opfer von ihm zu verlangen.

Küchenvorräthe spielten momentan für ihn keine so wichtige Rolle als Geld, baares Geld. Ja, Geld, das ihm Niemand mehr geben wollte, und das er doch dringend brauchte für seine Equipirung, für die Reise — und dann wollte er in den Krieg, um im Schlachtgetümmel all seiner Qualen zu vergessen und im Rausche des Soldatenlebens die alten, halbtodten Gewohnheiten wieder aufzufrischen. Ihm schien der Kampf ein willkommener Retter aus der Langeweile und Einförmigkeit seines gegenwärtigen Daseins, und er ließ deßhalb nichts unversucht, um seine Idee so rasch als möglich zur Ausführung zu bringen.

Alexei Gregorowitsch begann jetzt, in der Absicht, wie zufällig mit dem Nachbar zusammenzutreffen, seine Spaziergänge im Garten, dicht an der Mauer. Aber wie er auch versuchte hinüberzuschielen, er mußte bald erkennen, daß der Bauer sich so nicht fangen ließ, und so entschloß sich denn der große Herr zu dem sauren Gang, um den Bauer in seiner Behausung aufzusuchen.

„Grüß Dich Gott", rief er, sehr verlegen, aber so freundlich als möglich dem eben mit Wollewaschen beschäftigten Bauer gleich beim Eintritt zu.

Seinen Augen kaum trauend, hob dieser den Kopf von der Arbeit auf und zog seine Pelzmütze zum stummen Gruße.

„Wir sind uns gegenseitig nicht fremd," fuhr Alexei Gregorowitsch fort, nachdem er erstaunt, daß

ihn der Bauer nicht zum Sitzen lud, selbst Platz genommen.

„Du hast mir durch meinen Koch Dein freundliches Interesse für mein Haus kundgegeben, scheinst überhaupt ein rechtschaffener Mensch zu sein, und ich komme, Dein Vertrauen und Deine Freundlichkeit in noch größerem Maße in Anspruch zu nehmen. Ich brauche Geld, und nachdem Du mit allen Hexenmeistern in Verbindung zu stehen scheinst, hoffe ich, daß Du mir welches wirst verschaffen können."

Die halb gnädig herablassende, halb spöttische Redeweise hatte in dem Gesicht des Bauern keine Veränderung hervorgebracht. Er wischte sich ruhig die Hände ab und sagte dann gelassen: „Ich arbeite wie der Pflugochse, ich bin dazu geboren."

„Ist auch die Pflicht des Bauern," antwortete mit einem Anflug alten Eigendünkels der Edelmann, indem er sich zugleich auf der mit einem selbst verfertigten Teppich belegten Holzbank behäbig ausstreckte. Der Bauer sah nach ihm hin, als ob er den kleinen Sascha vor sich hätte, nickte wie zustimmend mit dem Kopfe, während seine Hände krampfhaft zuckten, als habe er Mühe, seine Ruhe aufrecht zu erhalten.

„Hast Du Geld? Auf Wechsel natürlich, meine Farm ist Dir doch gut, was?"

„Verstehe mich nicht auf Wechsel," erwiderte der Bauer einfach und kurz. „Wollen mir Euer Gnaden sagen, wieviel Sie brauchen?"

„Tausend Rubel. Ich will in den Krieg, denn Schlacht und Lärm sind mir nöthig, so nöthig wie der Schnaps, den Du ja auch nicht ganz verachtest.“ Und mit nicht mißzuverstehender Anspielung fügte er hinzu: „doch zuvor will ich Hochzeit machen, ich habe gleichfalls gefunden, daß das nöthig ist.“

Aus des Bauers Antlitz schwand der Gleichmuth, als er dieses hörte. Seine Augen strahlten in sichtbarer Aufregung. Einen Augenblick nur dachte er über das Verlangte nach, dann sagte er scheinbar wieder ruhig:

„Es ist gerade so viel, als meine diesjährige Weinernte mir abwirft, aber ich will das Geld geben.“

„Kannst Du es gleich thun?“

„Das nicht. Bin ein Bauer, aber Wort halten kann ich. Wann soll's der Alte abholen?“

„Du meinst den Koch? Willst Du es nicht selber bringen? Ich muß Dir doch einen Schuldschein ausfertigen.“

„Ist nicht nöthig,“ erwiderte der Bauer, und um Besuch und Gespräch abzukürzen, ging er wieder an seine vorige Arbeit.

„Du bist ein curioser Mensch, nicht nach der Art der Muschiks — weit überlegener — —“

„War Soldat, habe die Welt und viele Menschen kennen gelernt,“ unterbrach der Bauer den noch sprechlustigen Edelmann. Dieser schaute ihm noch lange erstaunt zu, wie er nach Weiberart die Wolle her-

richtete, zuckte mit den Achseln, als ob er Alles unerklärlich finde, was dieser sonderbare Mensch da that und dachte. Dann reichte er ihm zum Abschiede die Hand, welche Letzterer kaum berührte — ob aus Scheu oder aus — Verachtung — — —?

VI.

Auf der Farm zog sich für Alexei Gregorowitsch das eintönige Leben schon zu lange hin, es drängte ihn nach lustiger Gesellschaft. Er feierte also seine Hochzeit, lud Gäste ein, die sich zu einer reich gedeckten Tafel immer leicht auftreiben lassen; mit Geld wurde ja nicht gespart, das hatte sich bereits wieder verbreitet. Der Edelmann war aufs Neue in seinem Element. Er spielte den Vergnügten, ging auf in Liebenswürdigkeit und umgab die noch immer schöne Tscherkessin als seine Braut mit den gebührenden Galanterien. So war denn heute Tiana wieder der Gegenstand der allgemeinsten Bewunderung. Die ganze Gesellschaft, ausschließlich aus Männern bestehend, brachte der geheimnisvollen Fremden, die Keinem von ihnen bisher zugänglich gewesen war, die ausgesuchtesten Huldigungen dar. Die Jahre lang Gefangene, der sogenannten Gesellschaft stets Entzogene, zeigte trotzdem durchaus keine Menschenscheu. Man sah, daß sie viel gedacht, denn durch das Wenige, was sie sprach, wußte sie zu entzücken. Dabei lag es in ihrem ganzen Wesen, in dem ausnehmend schönen Gesichte, wie in den nacht=

schwarzen, tief glänzenden Augen wie ein geheimnisvolles, ungelöstes Räthsel. Ihr Benehmen war außerdem so natürlich, als ob sie seit ihrer Kindheit sich in öffentlichen Kreisen bewegt hätte, als scheine ihr Alles selbstverständlich, was um sie her vorging. Ihr melancholisch-gutmüthiges Lächeln in seiner ungezwungenen Offenheit und Natürlichkeit machte auf Alle den tiefsten Eindruck. Keinem, der dies Bild nur einmal gesehen, konnte es wieder aus dem Gedächtnisse schwinden.

Alexei Gregorowitsch stolzirte mit hoch erhobenem Haupte, wie er es in seinen guten Tagen zu thun pflegte, unter den Hochzeitsgästen umher, als wolle er sie zur Billigung seines Schrittes herausfordern. Doch war dies durchaus nicht nöthig, denn manch Einer, der des Glückes vielleicht würdiger gewesen wäre, welches in dem Besitze dieses schönen, liebenswürdigen Weibes lag, beneidete ihn um dasselbe.

Tiana wurde jetzt Anna Nikolajewna genannt. Sie ward zur Besitzerin der freilich stark verschuldeten Farm erhoben und zeigte sich der neuen Würde vollständig gewachsen, als Alexei Gregorowitsch zu dem nach dem Kriegsschauplatze ziehenden Regimente abreiste.

Zur Zeit, als sich noch Geld in Hülle und Fülle in den Händen des Verschwenders befand, übergab er zuweilen in fröhlicher Weinlaune und besonders dann, wenn er am Spieltische gewonnen hatte, Tiana ganze Packete von Hundertrubelnoten. Diese, die kaum den Werth der Papiere kannte und für sich nie etwas ver-

ausgabte, hatte beinahe das ganze Geld zwischen ihren Sachen aufbewahrt. Erst während der heftigen Scene mit dem alten Koch hörte sie von Geld sprechen, in Folge der damaligen Aufregung entschwand aber dieser Umstand wieder ihrem Gedächtniß. Jetzt erst, da man sich in allen Geldfragen an sie wandte, lernte sie die Bedeutung des aufbewahrten Schatzes kennen, suchte ihn hervor, und weil sie schnell begriff, welche Wichtigkeit diese Rubelnoten für das Leben hatten, verausgabte sie dieselben mit der größten Vorsicht und nie ohne den alten bewährten Diener zu Rathe zu ziehen.

Hellsonnige Tage fingen nun für die Tscherkessin an. Ihr ganzes Glück bildete in erster Linie Sascha, der, schon seit langer Zeit durch den Nachbar bekehrt und belehrt, ihr von Tag zu Tag mehr Freude bereitete und jetzt, da der verderbliche Einfluß des Vaters aufgehört, sich als ein zärtliches und seiner Mutter innig ergebenes Kind zeigte. Er besuchte nun auch die Schule und verbrachte in seinem Zimmer zwischen seinen Büchern die vergnügtesten Stunden, zumal wenn seine Mutter bei ihm saß, sich selbst mit ihm unterrichtete, sein blondes Haar ihm aus der Stirne strich und Sorge trug für die unzähligen Kleinigkeiten, deren er bedurfte.

Längst war ihre Neugier rege, wer wohl der geheimnißvolle, wohlthätige Nachbar hinter der Mauer sei. Sascha, der mit dem Bauer nun schon Jahre lang verkehrte, hatte ihr tausenderlei interessante Dinge von

ihm erzählt, sie fühlte daher die Pflicht, diesem Manne ein Wort des Dankes zu sagen. Wenn aber Mutter und Sohn an der Mauer harrten, um seiner ansichtig zu werden, geschah es immer, daß er nicht da war.

„Er wird fischen," meinte dann der Knabe, und sie kehrten zurück ins Haus.

Der Bauer fischte jedoch keineswegs. Er hatte eine merkwürdige Gewohnheit angenommen seit der Zeit, da Alexei Gregorowitsch nicht mehr daheim war. Er vermied es einfach, sich blicken zu lassen. Doch das konnte Sascha auf die Länge der Zeit unmöglich ertragen, und nachdem das Lauern an der Mauer sich als vergeblich erwies, machte er den Weg um dieselbe, und zwar so lange, bis er seinen Freund wirklich einmal erwischte.

„Wo bist Du denn versteckt?" sagte er vorwurfsvoll, „meine Mutter wollte schon oft Dich sprechen, wir warteten an der Mauer jeden Tag, wenn es nicht regnete, aber Du kamst nicht heraus. Du warst doch nicht krank?"

„Krank ist unsereins niemals vor dem Tode. Es ist schön, daß Du mich aufgesucht hast, aber mit Deiner Mutter möchte ich nicht gerne zusammenkommen. Ich verstehe es nicht, mit Frauen zu verkehren. Sage ihr nur, der Bauer lasse sie grüßen, sie möge gesund bleiben und recht viel Freude an Dir erleben. Euren Garten werde ich in Ordnung halten und die Zeit dazu beim Mondschein benutzen. Es wird eine gute

Weinlese geben, ein segensreiches Jahr.“ Dies sagend, griff der Bauer nach seinen Netzen, warf sie über die Schultern und zwang so den Knaben, sich zu entfernen.

So beiläufig fiel jeder Versuch aus, den Sascha unternahm, den Nachbar zu einem Besuche bei seiner Mutter zu überreden. Der Sommer verging, der Herbst lieferte reiche Ernte, Tiana waltete auf ihrer Farm musterhaft.

Nachrichten vom Kriegsschauplatze kamen nur durch die Zeitungen, Briefe äußerst selten und dann gar nicht mehr während der strengen Winterszeit, die nun angebrochen. Ob Mutter und Sohn des Vaters öfters dachten?

Die Erstere nur wie im Traum, der mit seinen angstvollen Vorstellungen Leib und Seele martert. Sascha sprach wohl hie und da von dem Vater, doch gleichfalls nur wie in verhaltener Angst und mit hochklopfendem Herzen. Der Gegensatz des Lebens während seiner Anwesenheit war auch zu groß zu der jetzt herrschenden wohlthuenden Ruhe in Haus und Hof. Selbst wenn Tiana in die Oeffentlichkeit treten mußte, um bei den verschiedenen Behörden zu erscheinen, handelte sie immer klar und entschieden, und so begegnete man ihr auch überall mit der größten Zuvorkommenheit und mit unverhohlener Achtung.

Endlich kam auch der schöne Frühling wieder. Wie in weichen Schnee gehüllt, prangten auf der Farm die Obstbäume in ihrem herrlichen Blüthenschmuck.

Hand in Hand pflegten Mutter und Sohn in den freien Stunden in den Alleen zu wandeln und Eines freute sich des Andern. Eine nie geahnte Seligkeit füllte das Herz der Tscherkessin, wenn sie so allein mit ihrem Sohne lustwandelte und er sein bereits erworbenes Wissen und seine jugendlichen Pläne für die Zukunft stolz vor ihr ausbreitete. Sie selbst hatte in Petersburg im Lesen und Schreiben Unterricht genommen und war seither in ihren vereinsamten Stunden unablässig bemüht, ihre Kenntnisse zu vervollkommnen und zu erweitern, was ihr zugleich eine liebgewordene Zerstreuung und die Quelle mancher stillen Freude geworden war.

VII.

Die Ruhe und das friedliche Glück, dessen sich Tiana, Sascha und wohl auch der Bauer erfreuten, sollte aber nur noch von kurzer Dauer sein. Alexei Gregorowitsch kehrte mit den Schwalben zurück, und mit ihm der alte Jammer in neu verstärkter Form. Auf dem Kriegsschauplatze war er der Trunksucht nur noch mehr verfallen, weßhalb er auch in unauffälliger Art von dort entfernt wurde; zu Hause wurden daher die nüchternen Augenblicke immer seltener. Mehr oder minder berauscht, wüthete er den ganzen Tag umher, schrie, daß Weib und Kind ihn betrüge und hintergehe, kurz, litt an einem immer entschiedener ausbrechenden Verfolgungswahn. Kam dann der Paroxysmus über ihn, so gebärdete er sich wie ein Rasender,

brüllte wie ein wildes Thier, schlug um sich und zertrümmerte die Gegenstände, die sich in seiner Nähe befanden, bis er schließlich erschöpft auf den Divan sank und einschlief, um beim Erwachen seine Raserei von Neuem zu beginnen. Sascha, wenn er nicht in der Schule war, flüchtete sich jedesmal in den Garten, weinend und für seine Mutter zitternd, die sich nicht scheute, fast immer bei dem Betrunkenen auszuharren. Und saßen Mutter und Kind dann wieder einige Augenblicke ungestört beisammen, verharrte sie im stummen Schmerze und in stiller, bewunderungswürdiger Ergebenheit. Ein Soldat, den Alexei Gregorowitsch als seinen Diener mitgebracht, ein roher Mensch, der nur an blindes Gehorchen gewöhnt war, hatte jetzt keinen andern Dienst, als seinen Herrn mit Schnaps zu versorgen und vor dessen Fenstern auf und ab zu gehen.

Das unaufhörliche Trinken, die Wuth- und Rasereianfälle mußten endlich auch das eiserne Nervensystem dieses kräftigen Mannes erschüttern und untergraben. Gegen Herbst brachte er beinahe die ganze Zeit nur noch liegend zu und verließ kaum mehr das Zimmer. Gegen seine Frau und sein Kind legte er niemals mehr ein wärmeres Gefühl an den Tag, ja es schien fast, daß ihn ein tödlicher Haß bei ihrem Anblick erfasse. Eines Tages nun, als der Soldat mit verschiedenen Aufträgen seines Herrn vom Hause entfernt war und Tiana sich im Nebenzimmer befand, dessen Thür offen

stand, geschah es, daß Alexei Gregorowitsch sich von seinem Lager aufrichtete und, sie dort gewahrend, derart zu wüthen anfing, daß seine Stimme, bald heiser, bald brüllend, durch die ganze Farm erdröhnte. Sascha war ebenfalls nicht da. Der alte Koch war bemüht, das wenige Gesinde von dem Lärm fernzuhalten und lief selbst halb verrückt an den offenen Fenstern und Thüren hin und her. Tiana sah dann, wie Alexei Gregorowitsch, am ganzen Körper zitternd und unaufhörlich schimpfend und mit den Füßen stampfend, mit stieren Blicken seine Waffen zu mustern anfing. Dennoch lief sie nicht davon, trat sogar einige Schritte näher zu ihm und wagte zu sagen:

„Du bist krank, Alexei Gregorowitsch, man sollte vielleicht nach dem Arzte schicken?“

Mit wild rollenden Augen sah er sie an, dicker Schaum quoll ihm aus dem Munde — er zog den Säbel, um sich auf sie zu stürzen.

„Bettlerin!“ zischte oder vielmehr lallte er ihr entgegen — ein Augenblick und der blanke Stahl, der über ihrem Kopfe glänzte, hätte sein Werk vollbracht, wäre nicht zur rechten Zeit ein Mann herbeigeeilt, der dem Betrunkenen in den Arm fiel und die Ausführung seiner teuflischen Absicht hinderte.

Der Bauer war's, der Nachbar, der da hereingestürzt kam, dem Rasenden die Waffe aus der Hand riß, ihn mit eisernen Armen umklammerte und ihn dann wie einen leblosen Gegenstand auf den Divan warf.

„Du bist's!“ konnte nur Alexei Gregorowitsch noch hervorbringen, indem er zugleich convulsivisch nach dem Hals seines Gegners griff und diesen dort packte.

Tiana, bleich, entsetzt, konnte das Gesicht des ihr fremd gebliebenen Bauers nicht sehen. Rasch trat sie zu den Ringenden, um sie zu trennen. Einen Augenblick aber blieb sie wie versteinert vor ihnen stehen. Eine Fluth ganz neuer Empfindungen brach über sie herein, es war ihr, als sehe sie sich plötzlich zurückversetzt in ihre frohe Kindheit, in ihr Heimatland. Verwirrt fuhr sie sich mit der Hand über die Augen, ihre Knie fingen zu zittern an, sie mußte sich auf die Lehne eines Stuhles stützen. Plötzlich aber, wie in augenblicklicher Erleuchtung, öffneten sich ihre zusammengepreßten Lippen und mit einem Schrei, der Schreck und Freude zugleich zu bedeuten schien, rief sie:

„Himry!!“

Mehr brachte sie nicht über die Lippen. Angst und Entsetzen preßten ihr das Herz zusammen, und mit übermenschlicher Anstrengung kämpfte sie eine sie befallende Ohnmacht nieder. Himry war's, der vor ihr stand, Himry, den sie geliebt, als sie noch ein Kind war, der entfernt sein mußte, da sie ihm so plötzlich geraubt wurde, Himry war wieder bei ihr!

Aber auch in ihm schien ein entsetzlicher Entschluß zu kämpfen. Er hatte den Wüthenden gefaßt, als wolle er ihn erwürgen. Die plötzliche Angst vor dieser

That gab jedoch Tiana ihr Bewußtsein zurück, rasch erfaßte sie seine Hände und sagte mit bebender Stimme:

„Himry, keine Gewalt! Ein kranker Mann, überlasse ihn der Gerechtigkeit des Himmels!“

Und er ließ, mit einem Blick auf sie, den Wütherich los. Sascha stürzte athemlos herein, er hatte schon vom Fenster das Letztgeschehene gesehen und war gar nicht erstaunt, daß er den Bauer im Zimmer antraf. Mit einem Aufschrei umschlang er mit beiden Armen seine Mutter und sagte mit kindlich flehender, bis zum Zerschmelzen rührender Stimme:

„Gehe fort aus diesem Zimmer, Mutter, Du darfst nicht geschlagen werden, ich dulde es nicht und werde die Gerichte zusammenrufen, die die Unglücklichen beschützen!“

Alle blickten den Knaben verwundert an. — Alexei Gregorowitsch gesticulirte jedoch nur wie ein Wahnsinniger und wie gebändigt unter Himry's Blick — schreien und fluchen konnte er ja nicht mehr. Dieser stand unentschlossen, nicht wissend, ob er gehen oder bleiben solle.

„Komm“, sagte jetzt Sascha, ihm die Hand reichend, „komm auch Du, laß den Vater allein.“

Diese Vertraulichkeit einem Fremden gegenüber hemmte Tiana's Schritt.

„Kennst Du ihn denn?“ frug sie zögernd den Knaben.

„Aber es ist ja unser Nachbar, der gute Bauer,

den Du immer gern gesehen hättest“, erwiderte Sascha und zog Himry mit seiner Mutter aus dem Zimmer fort. Auf der Thürschwelle blickte dieser noch einmal nach dem Wahnsinnigen, dessen Augen nicht von ihm lassen konnten. — Krampfhaft zuckten seine Fäuste, vernichtende Blicke schossen aus seinen Augen, aber er bezwang sich, und, aus dem Hause tretend, eilte er raschen Schrittes von dannen, ohne sich um die Andern weiter zu bekümmern. — —

Die erste Sorge Tiana’s war, nach dem Arzt zu senden, unter dessen Händen Alexei Gregorowitsch noch in derselben Nacht im vollen Ausbruch des Säuferwahnsinns starb. Die Welt wurde durch seinen Tod nicht in Trauer versetzt.

Nach den gebräuchlichen Ceremonien der Bestattung hatte man den einst so reichen und lebensfrohen, durch eigene Schuld so erbärmlich zu Grund gegangenen Mann bald vergessen.

Himry wird von nun ab von Mutter und Sohn in großen Ehren gehalten. Er kann sich täglich des Dankes freuen, der ihm als Gründer und Schützer des Glückes des Hauses dargebracht wird. Wenn auch nur wenige Gäste in dasselbe geladen sind, Himry muß, wie sehr er sich auch jetzt noch dagegen sträubt, wider seinen Willen stets den Ehrenplatz einnehmen. Und da er keine Bedürfnisse hat, nicht trinkt und nicht raucht, ist man fortgesetzt in Verlegenheit, ihm irgend eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Ihm aber ist’s die größte

Freude, als erster Rathgeber bei allen Angelegenheiten des Hauses gesucht zu werden, und wenn ihn der junge Edelmann alljährlich nach dem Kaukasus begleitet, dann geht ihm das Herz auf und er wird nicht müde zu erzählen, wie er damals als Soldat Dienste genommen, um sich so die Mittel zu schaffen, das Land zu durchstreifen, bis er endlich nach langen Mühen, Kämpfen und Entbehrungen auf die Spur der Entführten gekommen war.

Buchdruckerei Richard Hahn, Leipzig.

Buchdruckerei Richard Hahn, Leipzig.

Bohrmann, Marianne,

In der Steppe Culturbilder aus Rußland

Dresden & Leipzig 1893